

Matte farbige Schatten: Zugehörigkeiten des Gelehrtenpolitikers Carl Heinrich Becker

Abstract: Dimly Coloured Shadows: Affiliations of the Scholar-Politician Carl Heinrich Becker. In this paper, I explore the case of Carl Heinrich Becker (1876–1933), an early-twentieth-century Orientalist who turned politician and served in the Prussian ministry of cultural and educational affairs in various positions from 1916 to 1930, from 1925 as cabinet minister. The paper discusses Becker's interactions with fellow scholars; the aesthetic programs underlying his and his colleague's philological work and sense of political values; his programmatic political proclamations; and a batch of unpublished poetry preserved in his archives. I propose to analyze Becker's career in terms of different identitarian constructions that have to do with academic "tribes and territories". Drawing on the work of Claude Lévi-Strauss, I propose a model of how these identitarian constructions were related to each other in a system of asymmetric interdependence. In the terms set forward by this proposal, it then seems attractive – as well as instructive in a larger context – to regard Becker's seemingly idiosyncratic political orientations and sense of self as actual functions of his ambiguous position as a go-between of the academic and political systems in interwar Prussia.

Key Words: Carl Heinrich Becker; University History; Science and Politics; Orientalism; Political Aesthetics; Subjectivity and Identity; Occasional Poetry

I. Tote Metaphern

Bei den sprachlichen Mitteln, derer sich die Wissenschaften zum Zweck ihrer Selbstbeschreibung als soziale Verbände bedienen, handelt es sich um ein eigentlich recht kleines Reservoir toter Metaphern. Eine theoretisch zusammenhängende und durchdachte Begriffsbildung liegt nicht vor. Insofern es sich um gestaltete Gemein-

plätze handelt, die in semantischer Handwerksarbeit errichtet wurden, ist alles nur Flickwerk, das immer noch ein wenig länger hält, als man gedacht hätte. Die „Disziplin“, jenes militärisch-pädagogische Mischwesen, das Hierarchie und Abrichtung impliziert (aber nie expliziert), erinnert an eine mittlerweile halb unverständlich gewordene Welt anstaltsartiger Erziehung und mechanistischer Staatlichkeit. Die „Gelehrtenrepublik“, schon im 19. Jahrhundert höchstens noch eine mittelbare Vergangenheit, ist heute am ehesten ein Plusquamperfekt für Nostalgiker. Über die stabile politische Verfassung, die die Trope suggeriert, hat auch die außeruniversitäre gelehrte Gesellschaft der Frühen Neuzeit nie wirklich verfügt, obwohl sie zugegebenermaßen immerhin teilweise selbstreguliert war. Die „Akademie“ verweist etymologisch auf einen athenischen Hain, in oder bei dem Platon unterrichtete und der nach Akademos, einem mythischen Retter des athenischen Staatswesens, benannt war. Dessen Rettungstat hatte darin bestanden, den Dioskuren und ihren spartanischen Truppen den Aufenthaltsort der vom Athener König Theseus entführten Helena zu verraten. Die demokratische Indiskretion gegenüber der monarchischen Herrschaft wäre also Teil der Wissenschaft als Akademie, was sich nun aber gerade mit Blick auf das 19. Jahrhundert und seine meist monarchistisch gesinnten Gelehrten kaum erhärten lässt. Auch mit Bezug auf die Unterverbände der Wissenschaft halten sich die Metaphern nicht viel besser. Die „Fakultät“ als ein Ensemble von „Stühlen“, das eine „Fähigkeit“ begründet, ist wohl am ehesten eine Sitzordnung; das „Seminar“ dagegen verwies einmal über Saat und Samen auf Agrarisches und männliche Sexualität. Ob wohl das seit Bourdieu so viel diskutierte „Feld“ hieran komplementär anschließt?¹ Die „Schule“ schließlich ist einfach eine Institution, ein Gebäude, eine Extension der Staatlichkeit.

Die genannten Selbstbeschreibungen der Wissenschaft bedienen sich fast durchgängig räumlicher Assoziationen und weisen zuletzt immer auf den Staat zurück. Das Verhältnis zum politischen Gemeinwesen wird in fixen, geradezu architektonischen Zuordnungen gefasst, die aber wenig geeignet sind, den viel beweglicheren Verhältnissen zu entsprechen. Gewiss sind der Gegenstandsbereich einer einzelnen Wissenschaft und das Ensemble seiner Bearbeitungen angesichts der Abwesenheit deutlicher Begrenzungen kein „Fach“. Es scheint fast, als ob die Gesellschaft der Wissenschaftler die Stabilität ihres Verhältnisses zur Staatlichkeit einfach per Sprachregelung habe herbeireden wollen. In den zumeist ebenso selbsterhöhenden wie redundanten Überlegungen zum Rang der Gelehrsamkeit unter den Einrichtungen des Staates, die in der frühneuzeitlichen Universitätsgeschichte so bedeutsam waren,² drückte sich immerhin noch eine Unsicherheit im Verhältnis zum Souverän aus. Im 19. und 20. Jahrhundert, als der Staat sich zum Nationalstaat gewandelt hatte und das Verhältnis nicht allein gegenüber dem Institutionenapparat, sondern auch gegenüber der politischen Gesellschaft insgesamt bestimmt werden

musste, scheint die Empfindsamkeit für das Fragwürdige der eigenen Stellung eher abgenommen zu haben.

Die Bemühungen Tony Bechers und Paul Trowlers um eine sozialwissenschaftliche Neuvermessung des Wissenschaftssystems lassen sich auch als Intervention in den Metaphernhaushalt der Wissenschaften auffassen.³ Mit der Verschiebung der Disziplin zur Stammesgesellschaft, des Fachgebiets zum Territorium, verändert sich das konnotierte Verhältnis der Wissenschaften zu Staat und Nation. Das akademische System im Ganzen ist nicht mehr einfach funktionaler Bestandteil der institutionellen Ordnung, sondern zunächst selbst ein sozialer Verband, der wohl durch kulturelle Praxis, symbolische Ordnungen und genealogische Bindungen zusammengehalten wird – ganz nach dem inzwischen tendenziell obsoleten sozialanthropologischen Schema der „Stammesgesellschaft“ –, aber nicht über einen Apparat staatsbildender Institutionen verfügt.⁴ Die Territorialität von Stammesgesellschaften nach Maßgabe älterer ethnologischer Beschreibungsgepflogenheiten war fließend und stark abhängig von der spezifischen Wirtschaftsform. Müsste man also von einer daran orientierten sozialwissenschaftlichen Begriffsbildung nicht erwarten, das Modell zu konkretisieren und zu differenzieren? Vielleicht; aber vielleicht ist daneben gerade auch der metaphorische Gehalt entscheidend. Die „Stämme“, die die Ethnographen um 1900 halb erforschten, halb imaginierten, finden sich, sofern ihnen ungefähr entsprechende Gemeinwesen überhaupt noch bestehen, mittlerweile zumeist in Reservaten, angewiesenen Territorien, als politische Gemeinschaften mit zumindest zum Teil von außen, also heteronom gegebener Verfassung. Diese Verfassung – in weitem Sinn – betrifft das gesamte kulturelle Leben der entsprechenden Gemeinschaften, denn auch die rituellen Formen und selbst die Sprachen sind mittelbar oder unmittelbar durch den Oktroi einer Verrechtlichung bestimmt, die die Eigendynamik der geschichtlichen Entwicklung der „Stämme“ ausschaltet. Dies gilt auch für das Weltverhältnis. Zum Stereotyp des modernen Stammes gehört die mindestens außerhalb seiner bestehende Erwartung, dass zu seiner Vergesellschaftung auch eine der jeweiligen Moderne nicht zugehörige ästhetische Praxis notwendig sei. Diese Praxis dient dazu, das „innere“ kulturelle Kollektivbewusstsein der Stammesgesellschaft, ihre Stellung zur wahrnehmbaren Welt, ihr sensorisches Distinktions- und Urteilsvermögen zum Ausdruck zu bringen und projektförmig in die Zukunft zu verlängern.

Offensichtlich bestehen allerdings zwischen einem solchen Stereotyp der Stammesgesellschaft und der Wissenschaft erhebliche Unterschiede der sozialen Organisation, die für die Brauchbarkeit der Metapher auf den ersten Blick bedrohlich wirken. Für den Gemeinplatz der Stammesgesellschaft ist es wichtig, dass es sich dabei um eine im Prinzip autarke Gesellschaft handeln soll, die sich aus sich selbst heraus zu erhalten imstande ist oder es mindestens einstmals war. Sie sollte über eine eigene Ökonomie verfügen, die ihr Überleben in einer gegebenen Umgebung ermöglicht

oder ehemals zu ermöglichen vermochte. Für die Wissenschaft in der Moderne ist beides mindestens auf den ersten Blick nicht der Fall. Das akademische Geistesleben ist ökonomisch abhängig von institutionellen Umgebungen, vor allem vom Staat oder von wohlmeinenden Spendern. Auch ist „die Akademie“ keine Geburtsgemeinschaft, sondern eine durch eigenständige Auswahl von Neumitgliedern aufrechterhaltene Korporation, die mindestens auf den ersten Blick weniger durch eine lebenslange Identität als durch die Ausübung einer für die Ökonomie der umgebenden Gesamtgesellschaft mehr oder weniger relevanten Funktion definiert ist.

Allerdings lässt das der Metapher zugrundeliegende Klischee der Stammesgesellschaft außer Acht, dass die damit gemeinten Gesellschaften sehr wohl auch in größeren Verbänden mit funktioneller Differenzierung und Arbeitsteilung existieren können, was beispielsweise dazu führte, dass bestimmte Nationen nordamerikanischer Ureinwohner für ihre religiösen Praktiken den Kontakt und die genaue Koordination mit ihren Nachbarnationen benötigten.⁵ Die ökonomische Eigenständigkeit von Mitgliedern des mindestens zum Teil durch Publikationen finanzierten (und außerdem die privaten Mäzene oft einschließenden) frühneuzeitlichen Gelehrtenmilieus wiederum war möglicherweise hinreichend, um auch für das 20. Jahrhundert noch das Kriterium einer vergangenen ökonomischen Autarkie einigermaßen zu erfüllen. Und was die genetische Selbsterhaltung der Gesellschaft der Wissenschaftler/innen anbetrifft, ist ihr Maß selbst heute weniger genau bestimmt, als es die verbreitete Vorstellung von der Akademie als einer reinen Meritokratie vermuten lässt. Dass sich das akademische Milieu mindestens zum Teil selbst reproduziert, also partiell sogar genetisch-identitär ist – so ähnlich wie die auch oft als Metapher für die Disziplinen genutzten „Zünfte“ – war schon vor hundert Jahren keine Neuigkeit.⁶ Überdies findet wohl auch das Modell der Bildung eines Sozialverbandes vermittelt individueller Adoption und kollektiver Kooptation die eine oder andere Parallele in kulturanthropologisch beschriebenen Sozialmodellen, die Abstammung und Geburtsfamilie in unterschiedlicher Manier auszuschalten imstande sind.

Kurz, obwohl die „Stammesgesellschaft“ auf den ersten Blick als Metapher nicht lebendiger scheint als beispielsweise die „Disziplin“, verfügt sie noch über einen eigenen Bewegungsdrang: sie fordert zum Durchspielen von Modellen heraus, zu kleinen improvisierten Gedankenexperimenten. Es handelt sich, so könnte man spekulieren, um eine Metapher, die sich durch eine doppelte Uneigentlichkeit auszeichnet: jene, die allen Metaphern zu eigen ist, und jene andere, die aus der faktischen Beweglichkeit des *de jure* Erstarrten herrührt. Die Problematik, die sich daraus für eine geschichtliche Betrachtung akademischer Vergesellschaftung ergibt, ist zweifach; sie betrifft die Frage, ob sich aus dem Metaphernwechsel ein Gewinn zum Verständnis der sozialen Fügung von Wissenschaften ergibt; und ob sich entsprechende allgemeine Einschätzungen auch in konkreten historischen Situationen bestätigen.

II. Lebenslauf

Untersucht werden sollen diese Fragen vermittelt einiger Überlegungen zu Carl Heinrich Becker (1876–1933) und seinem doppelten Beruf als Wissenschaftler und Politiker. „Beruf“ soll hier in Anlehnung an Max Weber in einem Subjekt-bildenden und daher identitären Sinn verstanden werden.⁷ Das Subjektive steht in einem unlöslichen Verhältnis zu einer Praxis der Ansprache, der Adressierung Einzelner als Personen durch einen sozialen Verband; und dessen Fähigkeit, Einzelne als Subjekte anzusprechen, konstituiert seine eigene Form.

Becker war zunächst als Orientalist akademisch sozialisiert worden und hatte nach anfänglicher philologischer Editionsarbeit an arabisch-ägyptischen Papyri den fachgeschichtlich bedeutenden Übergang von der semitischen Philologie zu einer Kulturwissenschaft des Islam mit angestoßen.⁸ Bereits hierbei war die Suche nach politischer Relevanz – nämlich für die deutsche Kolonialpolitik – ein Motiv gewesen. Seine erste Professur hatte Becker 1908 am neu gegründeten Kolonialinstitut in Hamburg angetreten, wo auch die Sprachausbildung angehender Kolonialfunktionäre ein wichtiger Bestandteil des Curriculums war und seine Arbeiten unter anderem den ostafrikanischen Islam betrafen. 1913, nach Jahren politischer Frustration, verließ Becker Hamburg, um auf eine orientalistische Universitätsprofessur in Bonn zu wechseln. In der mindestens von Historikern oft erwähnten Kontroverse mit dem seinerzeitigen Doyen des Studiums des zeitgenössischen Islam, dem Niederländer Christiaan Snouck Hurgronje (1857–1936), über die deutsche Unterstützung für die osmanische Erklärung des heiligen Kriegs gegen die Ententemächte trat Becker 1914–1915 in einer Art Sprecherfunktion der deutschen Fachgemeinschaft auf, während vor allem Theodor Nöldeke (1836–1930) durch Korrespondenz eine vermittelnde Rolle übernahm.⁹ Beckers Missvergnügen an der Wissenschaft war kaum mehr zu leugnen. 1916 wechselte er ins preußische Kultusministerium, wo er sich mit dem Aufbau der als kriegswichtig angesehenen „Auslandsstudien“ beschäftigen und das für Berufungen entscheidende Referat für das Hochschulwesen übernehmen sollte. 1919 rückte er zum Unterstaatssekretär auf, April bis November 1921 amtierte er erstmals als Minister. Danach fungierte er wiederum als Staatssekretär und schließlich von 1925 bis 1930 erneut als Minister – parteilos, obwohl der Deutschen Demokratischen Partei zugeneigt – zunächst unter dem Ministerpräsidenten Marx (Zentrum), sodann im Kabinett des Sozialdemokraten Otto Braun.¹⁰

Unter den preußischen Bildungspolitikern seiner Zeit war Becker derjenige, der als Akademiker am erfolgreichsten gewesen war. Auch als Politiker verzichtete er nicht auf gewisse Attribute der Zugehörigkeit zur akademischen Welt. So hielt er auch während der Jahre seiner politischen Tätigkeit ein Mindestmaß an Publikationstätigkeit aufrecht, auch wenn es sich hierbei vor allem um sehr allgemein gehal-

tene Aufsätze und Vorträge handelte, die an Wellhausen, Weber und Troeltsch orientierte Großtheorien über die Entwicklung des Islam als Zivilisation bzw. „Kulturkreis“ skizzierten.¹¹ Auch wissenschaftliche Korrespondenzen pflegte er weiterhin, wenn auch in reduziertem Umfang und mit weniger Fachkollegen als zuvor, zumal ihm viele Akademiker seine politische Tätigkeit und seine Reformprojekte verübelten. Insbesondere betraf solches Übelwollen Beckers programmatische Vorstellungen über die republikanisch-staatsbürgerliche Erziehung, das Verhältnis zwischen Reich und Ländern, die Einführung von Akademien zur Ausbildung von Volksschullehrern und die Reform der akademischen Selbstverwaltung, in der Habilitierte und Studenten Mitbestimmungsrechte erlangten.¹² In der Öffentlichkeit wurde Becker immer wieder Ziel oppositioneller Angriffe, besonders im Zusammenhang mit den langwierigen Verhandlungen um ein Konkordat, das den Status der katholischen Bildungseinrichtungen neu regeln sollte. Tatsächlich scheint sich Becker nur so lange im Amt gehalten zu haben, weil die SPD dieses Vertragswerk nicht durch einen eigenen Minister aushandeln lassen wollte. Nachdem das Konkordat 1929 den Landtag passiert hatte, wurde der seit Jahren bekannte Anspruch der Regierungsfraktion auf das Kultusministerium aktualisiert, und Becker demissionierte.¹³ Zum Abschied versetzte er sich gewissermaßen selbst an die Berliner Universität, auf eine Professur, die er sich de facto schon seit 1923 freigehalten hatte. Kurz darauf übernahm er jedoch die Leitung einer Kommission des Völkerbundes, die eine umfangreiche Studie über das Bildungswesen in China anfertigen sollte. Die Reiseroute verlief über Amerika und ermöglichte ihm eine Weltreise, wie er sie als junger Gelehrter, der eigentlich nur einige wissenschaftlich wenig relevante Aufenthalte in Nordafrika absolviert hatte, nicht hatte unternehmen können.¹⁴ Seine Berliner Lehrtätigkeit blieb daher minimal. Er starb im Februar 1933 unerwartet an einer Lungenentzündung, während die Mehrheit der Fachkollegen und der Gesellschaft der Wissenschaftler insgesamt sich eifrig um die Neudefinition ihres Dienstverhältnisses gegenüber dem neuen Parteistaat zu bemühen begann.¹⁵

III. Abschied von Sybaris

Dem fast gleichaltrigen Freund und Kollegen Enno Littmann (1875–1957) erklärte Becker den Übertritt in die politische Verwaltung folgendermaßen:

„Im übrigen aber reizt mich auch die andere neue Arbeit, und bei aller Heilighaltung der reinen Erkenntnis reizt es doch auch mächtig, eine neue Zeit bauen zu helfen. Ich fasse es jetzt nicht mehr als Versuchung, sondern als ein Opfer auf; aber ich fühle die innere Nötigung. Ich hoffe, dass es keine reine

Kriegspsychose ist; aber dass das Bewusstsein mitspricht, während des Weltkriegs daheim gegessen zu haben, ist zweifellos.“¹⁶

Die Versuchung des Selbstopfers, Variante eines möglicherweise „rein“ psychotischen Geltungsdrangs, bedeutet jedenfalls, vom Dienst an der „reinen“ Erkenntnis zurückzutreten. Obwohl Becker seine Motivation keineswegs deutlich bezeichnet, ist doch eine Art Bereitschaft zur Selbstkontamination erkennbar, die ehemals sogar Versuchung gewesen ist.

Eine Woche später schreibt Becker in subtil verschobenen Begriffen an den vierzig Jahre älteren Nöldeke:

„Mich reizt die Möglichkeit, die besonders in Hamburg gewonnenen Erfahrungen in den Dienst einer so gewaltigen Institution wie des preussischen Kultusministeriums zu stellen. Ich glaube, dass es wichtig ist, dass ein wirklicher Gelehrter mit Ehrfurcht vor der Wissenschaft die Nachfolge Elster's antritt, und ich habe auch persönlich ein solches Interesse am Umgang mit Menschen, dass ich der schwierigen Aufgabe Herr zu werden hoffe. Gewiss fehlt mir die Brutalität eines Althoff und die Routine eines Elster; aber ich glaube, dass auch mit anderen Qualitäten diese Stelle gut auszufüllen ist. [...] Die intimere Motivierung, wie sie sich in diesem Brief findet, ist natürlich nur für Sie bestimmt, damit Sie wissen, wie ich zu diesem Schritt gekommen bin. Ich bin zwar ein Gelehrter, habe mich jedenfalls stets bemüht es zu sein; ich habe aber auch einen sehr starken Zug zur Praxis in mir, und mir war namentlich in dieser Zeit des Handelns und Leistens die ausschliessliche stille Studierzimmerarbeit und die sybaritische Behaglichkeit des Bonner Daseins einfach unerträglich.“¹⁷

Dass eine solche Rechtfertigung gegenüber dem Nestor der Semitistik – oder mindestens des Beckerschen Unterverbands (ethnologisch: der Phratrie) – überhaupt angebracht schien, ist bezeichnend. Im Brief an Nöldeke sind Beckers Formulierungen defensiv; sie zeigen, dass der Autor sich genötigt sieht, seinen Status als „wirklicher Gelehrter mit Ehrfurcht vor der Wissenschaft“ – im Gegensatz zu den wenig geschätzten, „brutalen“ oder routinierten Ministerialbeamten wie Althoff und Elster¹⁸ – zu verteidigen. Das Problem ist also identitärer Art, insofern es um das „wirkliche“ soziale Sein der Person, ihre Zugehörigkeit zu und ihre Pietät gegenüber einem Kollektiv geht. „Wirklich“ ist dabei schon ein Ausdruck für die Abgrenzung eines sozialen Bezirks, dessen „Heiligkeit“ stets gefährdet und daher schützenswert ist. Für diesen Bezirk – eine Art tabuisierter Zone innerhalb des Reservats – können sich, so Beckers Plädoyer, nur Vorteile ergeben, wenn ein wirklich Zugehöriger in dasjenige Ministerium übertritt, das für Errichtung und Erhaltung des Reservats im Ganzen zuständig ist. Mit anderen Worten, der Übertritt zerstört die Zugehörigkeit, und Becker versucht, den entsprechenden Vorwurf zu entkräften. Aber insofern er zugleich behauptet, von einer tieferliegenden Veranlagung zum Politi-

schen bestimmt zu sein, stellt er deutlich heraus, dass er sich von vornherein auch einem anderen Verband zugehörig gefühlt hat. Auch enthält die Passage eine unterschwellige Herabsetzung der Wissenschaft als identitärer Gemeinschaft. Das Ministerium ist eine „gewaltige Institution“, die Studierzimmerarbeit dagegen bloß „still“. Die Gemeinschaft der Wissenschaft findet eigentlich als solche gar nicht statt, denn in die Enge des Studierzimmers passt allein der einzelne Gelehrte. Ferner gleicht die Gemeinschaft der Wissenschaftler – mindestens der an der Universität Bonn beschäftigten – Sybaris, der Stadt des Überflusses und der Dekadenz. Insofern der Übertritt in die Politik dazu dienen sollte, zu „leisten“, „eine neue Zeit bauen zu helfen“, hatte die Philologie dazu anscheinend wenig beizutragen. Der im Reservat konservierte wissenschaftliche Sozialverband hatte keine Zukunft, mindestens keine Zukunft, die für das politische System relevant sein konnte. Beckers Apologie verwandelt sich unversehens in eine Drohung: mit dem Übertritt ins Ministerium gelangt er plötzlich in die Machtposition Althoffs; bestimmte „Qualitäten“ seiner Vorgänger mangeln ihm, er will anders mit den Kollegen verfahren. Aber bestimmte Vorwürfe will er sich nicht anhören müssen. Nur aus diesem Grund lässt er sich überhaupt dazu herab, sich dieses eine Mal vorausseilend zu erklären.

Die „wirklichen Gelehrten“ missachteten Beckers präventive Weigerung, sich weiter für seinen Übertritt in die Politik zu rechtfertigen. Nöldeke, als er 1926 Snouck für dessen Glückwünsche zu seinem 90. Geburtstag dankt, bemerkt:

„Becker schrieb mir als Minister. Ich konnte mich nicht enthalten, ihn zu bitten, doch den Staatsdienst aufzugeben und wieder ganz zu der Wissenschaft zurückzukehren, für die er ja früher mit so großem Erfolg tätig gewesen wäre. Jammerschade, dass er so ehrgeizig ist! Auf die Neuerungen, die er als Minister im Schulwesen einführt oder doch projectiert, konnte ich mich in m[eine]m Briefe nicht einlassen, aber ich fürchte, dá bewährt er sich nicht.“¹⁹

Die Untugend des Ehrgeizes und fragwürdige politische Neuerungen: bei einer solchen Einschätzung seitens der Genossen des eigenen Unterverbands im Fach ist es wenig erstaunlich, dass in der weiteren Fachumgebung viel schärfere Anfeindungen vorgetragen wurden. Carl Brockelmann (1868–1956) beschimpfte den verstorbenen Becker im 1937 erschienenen ersten Supplementband seiner *Geschichte der arabischen Litteratur* als „Minister gegen die deutsche Kultur“.²⁰ Worin Beckers angebliches Verschulden genau bestand, zumal gegenüber seinen Fachgenossen, war dabei keineswegs unmittelbar einsichtig, und tatsächlich folgte die Verachtung allererst den Parteien, die das Fach selbst hervorgebracht hatte, und nicht unmittelbar den Linien politischer Anhängerschaften, wie man vermuten könnte. Brockelmann, ehemals ein Schüler Nöldekes, hatte sich mit diesem früh überworfen. Nöldeke korrespondierte längst nicht mehr mit ihm, und die Korrespondenzen der Anhän-

ger Nöldekes gedenken Brockelmanns im allgemeinen feindselig. Enno Littmann schreibt 1935 an Georg Jacob (1862–1937):

„Übrigens sagte mir [August] Fischer in Cairo, als ich sagte, Becker sei von einem gütigen Geschick vor schlimmen Erfahrungen durch den Tod bewahrt worden, Brockelmann habe ihm geschrieben, es sei schade, daß Becker so früh gestorben sei, er (Br.) hätte ihm gewünscht, daß es ihm (Becker) in der neuen Zeit recht schlecht gegangen wäre. Das kennzeichnet den Mann!“²¹

Dieses moralische Urteil betrifft wiederum nicht die Parteibildung im politischen System, sondern die innerhalb des gelehrten Kollektivs. Im Politischen war man sich – allerdings mit Ausnahme Beckers, der sich ausdrücklicher als die allermeisten Fachkollegen zur Republik bekannte – vor 1933 im Rahmen eines ehemals ungefähr nationalliberalen und neuerdings ungefähr deutschnationalen und eher republikfeindlichen Spektrums nur in Nuancen uneinig. Nach 1933 allerdings entstanden auch hier schärfere Unterscheidungen. Dennoch blieb es seitens der Orientalisten eine Leistung aktiven Vergessens der politischen Sphäre, dass man gewissermaßen schon aus Prinzip die Konflikte anhand älterer Fachpolemiken organisierte und sich mit der großen Politik nicht aufhielt.

So ist es wohl zu erklären, dass zum Beispiel der ansonsten zu nationalistischen Grobheiten neigende Georg Jacob dem Minister Becker noch 1929 von einem Kurzaufenthalt in Marienbad aus ein höchst freundliches Zeugnis ausstellte:

„Minister Becker war hier, und wir sind viel zusammen gewandert, auch die 3 orientalistischen Vacanzen wurden eingehend besprochen. Es war mir sehr erfreulich, mit welcher Umsicht und Fürsorge Becker auch kleine Nebenumstände gründlich erwog. Welch ein Fortschritt zur Aera Althoff, der in erster Linie die Wünsche von Hofschranzen berücksichtigte! Es ist sehr töricht, daß ein großer Teil unserer Studentenschaft gegen Becker wütet, der z. B. in den neuen Universitätssatzungen die akademische Freiheit in einem Umfang verwirklicht hat, die unter dem alten Regime unmöglich war. Das Verbot der akademischen Protestkundgebungen gegen Versailles ist gar nicht rechtzeitig an den Minister gelangt, durch die Dummheit eines Subalternen, der das für etwas Nebensächliches hielt.“²²

Was also das Politische angeht, stehen die Teilhabe an den Stellenbesetzungen, die Rücksicht auf die wissenschaftlichen Details und die Verfassung der akademischen Freiheit Becker zugute. Wenn die Studenten dagegen protestieren, dass sie nicht gegen den Versailler Vertrag protestieren dürfen sollen, ist Becker doch zu entschuldigen, auch wenn die Studenten im Prinzip Recht haben. Aber im Grunde kommt es auf die Ästhetik an. Man ist zusammen gewandert, man genießt den Ausblick „ins schöne Egerland“, wie es in der vorangehenden Passage heißt. Die „Umsicht und

Fürsorge“ für die „kleinen Nebenumstände“ sind zwar ethisch aufgeladene Werte, aber eigentlich basieren sie auf einem Distinktionsvermögen, das in letzter Instanz die sinnlich gegebene Welt betrifft. Man versteht sich nicht so sehr in politischen Inhalten, sondern in einer Wertschätzung der Natur und einer gewissen geteilten Empfindsamkeit gegenüber den Kleinigkeiten.

IV. Taube und Flughuhn

Die Ästhetik ist eine zentrale Komplikation in der Geschichte der orientalistischen Philologien. Für die soziale Binnenstruktur dieser fragmentierten Fächergemeinschaft war eine der entscheidenden Fragen diejenige, welche Richtung man am Scheideweg von Wörtern und Sachen einschlug. Der Anzahl ihrer Professuren nach war die Semitistik (bzw. die Islamwissenschaft einschließlich ihrer philologischen Unterfächer) die zweitbedeutendste orientalische Philologie im deutschsprachigen Raum nach der Indologie.²³ Seit den 1880er Jahren stand ein Teil des Fachs – insbesondere Schüler des selbst schon stark linguistisch orientierten, aber für die Fachgeschichte insgesamt sehr integrativen Heinrich Leberecht Fleischer (1801–1888) – unter dem Einfluss der junggrammatischen Linguistik mit ihrer naturwissenschaftlichen Methodik und Ausrichtung auf die Phonetik. Andere Traditionszusammenhänge des Fachs – die sich besonders um Nöldeke herum gruppierten – vollzogen dagegen eine Art historischer Wende, in der man versuchte, aus Manuskripten und Inschriften ein Verständnis geschichtlicher Abläufe zu gewinnen. Als Folge dieser doppelten Entwicklung reproduzierte sich in der Semitistik eine polemische Konstellation der Gräzistik der 1820er, nämlich der berühmte – auch gegen Ende des Jahrhunderts noch in allen Einführungsvorlesungen erläuterte – Streit zwischen Gottfried Herrmann und August Boeckh über „Wort-“ und „Realphilologie“.²⁴ Die eine Seite verfocht eine methodische Beschränkung auf das Sprachmaterial, die andere eine expansive Erforschung von Texten und anderen Dokumenten als Zeugen vergangener Wirklichkeit, sowohl der natürlichen Bedingungen als auch ihrer kulturellen Aneignungen. Auf der Seite der Realphilologen entwickelte sich schließlich auch eine starke Strömung historischer Forschung zum Islam, besonders vorangetrieben von Ignaz Goldziher (1850–1921) und Snouck. Zu diesem Unterverband, dieser Phratrie der Semitistik, gehörte Georg Jacob, der sich (wie auch Goldziher) vor allem als Schüler Fleischers und Nöldekes verstand und breite kulturwissenschaftliche Interessen verfolgte. Und hierzu gehörte auch Becker, der in Heidelberg Schüler des ebenfalls der realphilologischen Richtung anhängenden Semitisten und Keilschriftlers Carl Bezold (1859–1922) gewesen war und in seiner Forschung besonders das historische Wirtschaftsleben des frühen islamischen Ägypten bearbeitete.

Wegen ihrer Ausrichtung auf Texte und deren semantische Bezüge in der Wirklichkeit wurde die Phratrie der Realphilologie in besonderem Maß durch ästhetische Vorstellungen konstituiert. Für deren Verständnis ist Georg Jacob ein besonders hilfreiches Beispiel. In vielfachen Wiederholungen setzte er in seinen Briefen – deutlicher als in seinen Publikationen – seine Ansichten über die Grundlage der Realphilologie in der Naturwahrnehmung auseinander. So etwa in einem Schreiben an Nöldeke:

„Wichtiger als alles Persönliche ist mir die Versauung unserer Wissenschaft. Die altarabische Poesie kann man natürlich nur verstehen, wenn man sich gründlich mit den Realien auseinandersetzt, sonst gewinnt man keinen Standpunkt gegenüber den Scholastikern, denen zu folgen dasselbe wäre, wie wenn wir das Alte Testament lediglich nach den Scholastikern [!] erklären wollten. Welch kolossaler Rückschritt von Ahlwardt bis Fischer! [...] Ahlwardt arbeitete noch mit einem Tierarzt und dachte daran, sich ein Kamel zu halten, bei Fischer alles aus Druckerschwärze, Arabien voller Büffel, die mit Pfeilen aus dem schweren Grewiaholz (!) also von Idioten beschossen werden!“²⁵

Aus Jacobs Sicht geriet etwa die semantische Erklärung altarabischer Dichtung von einer Absurdität in die andere, wenn sie von rein linguistisch orientierten Kollegen wie dem seitens der Nöldeke-Schüler hartnäckig verachteten August Fischer (1865–1949) betrieben wurde. Das Interesse des im Jahr zuvor verstorbenen Wilhelm Ahlwardt (1828–1909) am wirklichen Leben der Kamele war dagegen methodologisch vorbildlich. Das „eine große Ziel im Auge zu behalten: *die Dinge sehn wie sie sind*“, war gleichermaßen der methodische Leitfaden gelingender Wissenschaft, Kunst und Politik:

„Die Größe der Grossen auf den verschiedensten Gebieten beruht wesentlich auf der Fähigkeit das zu können; ich denke an Bismarck, Thoma, Wellhausen etc. Deshalb stehn die Theologen so tief, weil ihr ganzer Sinn strebt, die Dinge anders zu sehn als sie sind.“²⁶

Das Gebot, „die Dinge wie sie sind“ wahrzunehmen, war eine stehende Wendung Wellhausens.²⁷ Sie bezeichnete eine ästhetische Unmittelbarkeit, die nicht einfach unter Verweis auf eines jener verbreiteten Modelle epistemologischer Tugenden zu erklären ist, die für die Beschreibung wissenschaftlicher Methodologie im 19. Jahrhundert prägend waren. Das nächstliegende Modell dieser Art wäre wohl die ältere Anforderung, der zufolge die wissenschaftliche Darstellung „truth-to-nature“ anzustreben habe.²⁸ Aber der philologische Gegenstand, zum Beispiel das Holz, aus dem die Pfeile waren, war für Jacob immer schon ein Gegenstand, der vorab durch einen poetischen Text vermittelt war: es handelte sich um diejenigen Pfeile, die in einem

Gedicht benannt wurden. Worauf es ankam, war die „Erkenntnis des Erkannten“ (mit Boeckhs berühmter Formel), das heißt der Nachvollzug der Leistungen des menschlichen Geistes in der Auseinandersetzung mit der gegebenen Wirklichkeit; und die Realphilologie versuchte vielfach, von der Wirklichkeit auf das Erkennen zurückzuschließen. Vor allem aber war das Erkennen eben auch ein poetischer Wert:

„Es gibt – das wollte ich Ihnen kürzlich schreiben – auch unter den alten Dichtern gute und schlechte Beobachter; zu ersteren gehört Schanfara, zu letzteren die, welche Flughühner mit Tauben verwechseln, was tatsächlich vorkommt. Brehm geht jetzt leider [nämlich in der neuen Auflage] nur nach der embryonalen Entwicklung, die für *Tierleben* garnicht in Betracht kom[m]t. Die alte Einteilung, welche nicht die Nachtraubvögel in einen anderen Band als die Tagraubvögel verweist und die Wasservögel nicht in die verschiedensten Bände auseinanderreißt war für die gestellte Aufgabe die einzig richtige. [Zusatz:] Dem äusserlichen Habitus nach und in der Bewegung sind Tauben und Flughühner *sehr* verschieden.“²⁹

Der gute Dichter nahm (wie der vorislamische arabische Dichter al-Shanfara) das Verschiedene wahr und berührte sich darin mit dem guten Philologen (sowie ferner dem guten Maler – Thoma – und dem guten Politiker – Bismarck). Die wissenschaftliche Systematik, der sich sogar die Neuausgabe von Brehms *Tierleben* anzupassen bemühte,³⁰ war dabei ein störender Eingriff. Die Ordnung der Natur war eine ästhetische Ordnung, in der sich die feinen und groben Unterschiede des „Habitus“ von Taube und Flughuhn aus der vergleichenden, kontemplativen, in die Natur nicht eingreifenden Anschauung ergeben sollten.

Der Zugang zu einer solchen ästhetischen Naturordnung vermittelte nicht nur unterschiedliche Kulturen, sondern überwand auch Unterschiede der Zugehörigkeiten zu Wissenschaft und Politik. Während sich Jacob mit Nöldeke über kaum eine seiner Positionen einigen konnte – Hauptgrund für die ausführlichen Diskussionen in der Korrespondenz –, übernahmen doch einige der jüngeren Kollegen aus dem gemeinsamen Umfeld, so zum Beispiel Littmann, manche der Jacobschen Ansichten. Auch mit Becker gab es erhebliche Berührungspunkte. So interessierten sich zum Beispiel beide Gelehrte für die Idee einer Theaterreform durch Aneignung darstellerischer Mittel aus orientalischen Varianten des Schattenspiels. Jacob berichtet Nöldeke über entsprechende Bemühungen in Schwabinger „Künstlerkreisen“, an denen er sich unter anderem auch mit seiner eigenen Sammlung orientalischer Schattenspielfiguren beteiligte:

„Es handelt sich um die natürliche Verbindung von Poesie und Malerei und wir hoffen zahlreiche Schattenseiten des grossen Theaters ausschalten zu können. Das Wichtigste ist, dass der Dichter seine Gestalten ganz nach sei-

nen Intentionen bilden kann und alles Persönliche, wovon, obwohl es ein kunststörender Factor ist, unser Theater hauptsächlich lebt, fortfällt.“³¹

Die Auffassung der Kunst ist ganz auf das künstlerische Individuum und den Ausdruck gerichtet. Jacob spricht auch vom „Plastischen“. Die Ästhetik enthält daher die Anforderung einer entschiedenen, geradezu heroischen Subjektivierung. Zugleich ist eine Idealisierung der Vereinigung verschiedener Künste erkennbar, eine Art Konzeption des Gesamtkunstwerks, in der sich vermutlich ein zumindest indirekter Einfluss wagnerianischer Konzeptionen abzeichnet. Der Schauspieler als für den Künstler nicht frei verfügbares Material und als Anziehungspunkt eines „sinnlichen Interesses“³² war dabei aus Jacobs Sicht ein Hindernis, da die entsprechende Vereinigung Ausdruck der individuellen künstlerischen Wahrnehmung sein sollte. Zum Fortgang der Schwabinger Aufführungen hielt er im folgenden Jahr fest:

„Ich bin noch nicht mit allem einverstanden. Die Silhouette ist mir überhaupt zu hart. Matte farbige Schatten nach Weise der Kopenhagener Porcellanmalerei wären mir schon lieber. Am vollkommensten aber wird das Nebelbild die Traumgebilde des Dichters wiedergeben. Der Mensch als Darsteller ist mir ein Rückfall aus der Kunst in die Wirklichkeit. Einige Kritiken des Schwabinger Unternehmens sprachen geradezu wegwerfend von der grossen Bühne, auf der Menschenkolosse herumtrampeln.“³³

Der neu-romantische Anteil an dieser Genieästhetik ist erheblich; auffällig ist aber auch in diesen Passagen die realphilologisch induzierte Rückwendung der Aufgaben der Kunst auf die Feinheit der Wahrnehmung sowie auf deren Reinigung von „Interesse“, wie es sich etwa in der sexuellen Attraktion manifestierte, die die Körper von Akteuren und Aktrizen auf ihr Publikum ausübten. Auch wenn der Name Kants nirgends erwähnt wurde, war die „Interesselosigkeit“ des ästhetischen Urteils unantastbar.

Dass allerdings die angestrebte Theaterreform letztlich als Unternehmung nationaler Erneuerung durchaus einem Interesse, wenn auch nicht einem sexuellen, sondern nur einem politischen, dienen sollte, stand dazu nicht im Widerspruch. Es waren die Volkscharaktere, die sich zwischen Orient und „Germanentum“ berührten. Zum weiten Feld der Jacobschen Ablehnung der klassischen Antike gehörte auch eine Kritik der Tragödie: „Die Antike ist z. B. in ihrer Lehre von der Hybris genie-, d. h. kulturfeindlich.“³⁴ Die Wendung gegen den kulturellen Philhellenismus der Nation³⁵ war Teil einer herderianischen Vorstellung, der zufolge ästhetische Praxis dem partikularen Volksgeist entsprach. Für gewöhnlich fiel es Jacob nicht auf, wenn er sich auf universale Abstraktionen berufen musste, um die behauptete Partikularität nationalen Empfindens überhaupt zu formulieren. Im selben Brief bemerkte er: „Nach [Ernst] Grosse ist die erotische Poesie sehr viel jünger als das Spottlied [...]

Spottlust ist den Naturvölkern wie auch den Kindern in hohem Grade eigen.⁴³⁶ Die ästhetische Form des poetisch gestalteten Spotts war also einerseits universal, andererseits jedoch in der griechischen Ästhetik zu minderwertigem Rang herabgewürdigt worden. Jacob seinerseits bemühte sich im Namen eines partikularistischen – nämlich bloß am nationalen Nutzen interessierten – Widerstreits gegen die griechische Ästhetik, die Präzedenz der universalen Form des Spotts im nationalen Rahmen wiederherzustellen. Hierbei ging er mit gutem Beispiel voran. Die spottende Schmähere durchdringt seine theoretischen Stellungnahmen zur Konkurrenz orientalischer und griechisch-antiker Ästhetiken bis in die letzten, absichtlich dialektalen Entstellungen der Orthographie:

„Sie thun *Hâfiẓ*, regelmässig mit dem Wort Päderastie ab. Was soll man da erst zu den alten Päderasten von Athen und Rom und der alten Sau Sappho sagen! So weit ich sehe, hat sich die Päderastie von den Hellenen wie fast alles Widerwärtige über die Welt verbreitet. Vereinzelt kom[m]t sie ja überall vor, aber die Griechen verherrlichten sie (Platos Symposion!). In Berlin ist heute, wie mir ein Museumswächter erzählte, die Gypspuppensammlung der Königl. Museen der beliebteste Strich für Päderasten. Das Laster scheint mir der ganzen phrasenreichen Naturwidrigkeit des klassischen Altertums zu entsprechen. Übrigens besinne ich mich noch neulich Pischel einen Vers aus *Hâfiẓ*, gezeitigt zu haben, in dem die Geliebte ein Zigeunermädchen war. Der griechisch-türkische Feldzug hat mich wieder recht daran erinnert, wie treu die Völker ihren Charakter bewahren. Dasselbe grossmaulige Gethue, dieselbe Erbärmlichkeit, derselbe Siegeschwindel wie in den Perserkriegen!⁴³⁷

Becker interessierte sich ebenso wie Jacob und im Anschluss an diesen für das philologisch-ästhetische Unternehmen des Schattentheaters. Obgleich er von „den Griechen“ und „der Päderastie“ keine so geringe Meinung hatte, trafen sich auch bei ihm Spott und Feinheit der Wahrnehmung. 1910 berichtet er Jacob von einer eigenen Aufführung vor geladenen Gästen:

„In Ermangelung echter Figuren hatte ich die charakteristischen Typen von Luschan und Prüfer reproduzieren lassen. Sie waren zwar nicht transparent, aber beweglich. Zunächst führte ich die hauptsächlichen Figuren verbunden mit einem kurzen Vortrage vor. Dann führte ich den von Prüfer veröffentlichten Prolog vor, sodann mehrere Scenen aus dem Süssheimischen Text in dem letzten Heft der Z[eitschrift der] D[eutschen] M[orgenländischen] G[esellschaft] vor [!]. Das Publikum nahm die Sache sehr beifällig auf. Alle anderen mir bekannten Texte, sofern sie aus dem Islamischen Orient stammen, waren vor Laien unaufführbar. Nach diesen echten Stücken führte ich eine kleine Karikatur der Hamburger unter dem Bilde der Stambuler auf, indem ich eine boshafte Parallele zog zwischen den Bildungsbestrebungen der Jungtürken und der Hamburger. Den Schluss bildete ein künstlerischer

Versuch im Stil der Bernus'schen Perspektiven mit unbeweglichen Figuren: ein Schattenriss von Constantinopel und eine Schäferszene. Beide erschienen in wechselnder[,] auch bunter Beleuchtung und begleitet von Gesang, Geige, Laute und Klavier. Alle Kollegen waren darüber einig, dass die beabsichtigte esthetische [!] Wirkung tatsächlich erreicht worden war.“³⁸

Greifbar wird hier nicht nur die direkte szenische Umsetzung von Produkten philologischer Gelehrsamkeit. Der Bericht zeigt auch, wie weit das Interesse an entsprechender Theatralik im Fach und seinen anliegenden Gebieten gestreut war. Das Motiv der Vereinigung verschiedener Künste, die Suche nach ästhetischer Erneuerung aus philologisch bedenkenlos angeeigneten und kombinierten asiatischen (und europäischen) Formen szenischer Darstellung, schließlich die prominente und unhinterfragte Anwesenheit des Komischen und des Spotts in direkter Nachbarschaft zum Idyllischen (die Schäferszene) weisen auf die Nähe zu Jacob hin. Zugleich verdeutlicht der Beckersche Bericht die Rolle dieser Ästhetik für die akademische Soziabilität: zum Schluss versichert man sich gegenseitig, in derselben Weise vom sinnlich Gegebenen der Aufführung affiziert gewesen zu sein; also, dass man derselben Gemeinschaft angehöre, die sich durch die Ästhetik als Disposition und die künstlerische Darstellung als deren Aktualisierung zusammenfinde.

V. Logos und Eros

Dennoch erwies sich die Anhängerschaft an eine Ästhetik, die bei Jacob die Zugehörigkeiten von Wissenschaftler, Politiker, Künstler fundieren und zugleich ein nationales wie ein universales Projekt begründen konnte, für Becker nicht als praktikabel. Die Sozialisierung in einer ästhetischen Gemeinschaft, die die Philologen ebenso umfasste wie Künstler und Politiker, war allerdings ein prominentes Motiv seiner Bemühungen um die Reform des preußischen Bildungswesens. Seine Neigung zur „aristokratischen“³⁹ Rekrutierung von Mitarbeitern, zur Bildung von esoterischen Zirkeln, die die Nation verwandeln sollten – eine gewisse Nähe zum George-Kreis bestand⁴⁰ – blieb ein im Grunde utopisches Projekt. Ähnlich gesonnene Kollegen, etwa der klassische Philologe Werner Jaeger und der Philosoph und Pädagoge Eduard Spranger, denen Becker eine Weile bemühte Korrespondenzen widmete und an deren „humanistischen“ Programmschriften er sich orientierte,⁴¹ wandten sich bald ab. Littmann, den Becker unbedingt von Bonn nach Berlin (als Nachfolger Eduard Sachaus) berufen wollte, entschied sich dafür, Preußen ganz zu verlassen und nahm 1921 einen Ruf ins nicht allein provinzielle, sondern obendrein württembergische Tübingen an. Becker schrieb ihm enttäuscht:

„Trotz dieser Tage der Freude und der Dankbarkeit [anlässlich der Einsegnung seines Sohnes Walter] bin ich den Schatten nicht los geworden, den Ihr Brief in meiner Stimmung erzeugt hat. Ich hatte mit Ihrer Uebersiedlung nach Berlin als mit etwas absolut Bestimmtem gerechnet. Stark sprach dabei natürlich die Hoffnung mit, einmal dauernd mit Ihnen am selben Orte wirken zu können; aber bestimmender war für mich doch nicht diese persönliche Annehmlichkeit, sondern die sachliche Rücksicht auf die erste deutsche Universität. [...] Sie sind nun einmal unser erster Semitist und gehören als solcher auch an die erste Stelle.“⁴²

Bemerkenswert ist hierbei allerdings die unmittelbare und persönliche Ansprache, die eine Intimität des Verhältnisses suggeriert, der sich Littmann allem Anschein nach zu entziehen versuchte. Ob er der „erste Semitist“ war, mag ihm bei aller professoralen Eitelkeit zweifelhaft erschienen sein; und dass ein solcher „erster Semitist“ in Berlin zu unterrichten habe, scheint er keinesfalls geglaubt zu haben. Littmann fühlte sich schon in frühen Studientagen in der Großstadt unwohl.⁴³

Für die Erklärung des feinen Bruchs zwischen Becker und der Fachgemeinschaft läge die Annahme nahe, die Realpolitik habe eben dem von den Realphilologen verfolgten Projekt einer orientalisierenden Nationalästhetik nicht entsprechen können, und die Vorstellung einer gemeinsamen, der wissenschaftlichen und der politischen vorgeordneten Zugehörigkeit habe sich am Fall Beckers als illusorisch erwiesen. In der Tat durchzieht auch die Rede von Bürokratie und Machbarkeitszwängen Beckers Bekundungen politischer Ideale. So in einem Brief an Jaeger aus der Revolutionszeit, der aus derselben Periode stammt wie die erste Fassung des großen Artikels über die Hochschulreform:

„Infolge Mangel an Geschäftserfahrung bei den leitenden Herren, stockt jetzt alles derartig, daß die alte bürokratische Maschine immerhin noch mit Schnellzugtempo arbeitete gegenüber der revolutionären. Natürlich wird dann zwischenherein mit der Schreibmaschine regiert, was der sachgemäßen Behandlung der Dinge meist nicht günstig ist. [...] Die Kläglichkeit unseres Beamtentums überschreitet alle Faßbarkeit; mich wundert nichts mehr. Nur eine völlig anders erzogene Generation wird uns unsere Ehre zurückgeben. Ich könnte Bände schreiben über das, was ich in den vergangenen Wochen erlebt habe. [...] Ich bin zur Zeit übrigens von allen Referaten befreit, um ganz der akademischen Reform leben zu können, nur die Berufungen habe ich noch in der Hand. Die Forderungen der sozialistischen Juden sind grotesk; ich habe den Eindruck, als ob das Professorentum schläft [...]“⁴⁴

Die Kläglichkeit der Beamten, der maschinell-entfremdete Verwaltungsapparat und die erratischen Interventionen ahnungsloser Politiker vermittels hastiger Schreibmaschinenprosa sind Hindernisse, die dem nationalen Zweck einer umfassenden Restauration entgegenstehen. Eine solche Restauration ist allein auf pädago-

gischem Weg möglich.⁴⁵ Der eigentliche politische Geist hat Erlebnisse (auch wenn ihn „nichts mehr wundert“). Das schlafende Professorentum dagegen hat diese Erlebnisse nicht. Die ästhetische Gemeinschaft – als Vergesellschaftung per Fassen des Fassbaren – besteht also während der Revolution nicht, denn die Professoren sind abwesend. Die antisemitische Bemerkung – bei Becker im Allgemeinen eher selten – zeigt in der zitierten Passage überdies, dass er sich mit den Politikern der Revolution als Grotteske ebenso wenig in einer ästhetischen Gemeinschaft sieht. Nur ein geringer Teil des ministerialen Apparats kommt hier als ein solcher sozialer Verband in Frage, der eine Zugehörigkeit durch geteilte Wahrnehmung noch ermöglicht. Beckers Interpretation des nationalästhetischen Projekts als Aufgabe eines kleinen, fast esoterischen Verbands von (nicht-jüdischen) Unverblendeten, der weder der Wissenschaft noch der Politik entsprechen kann, zeigt, dass Becker Jacobs Annahme, die Ästhetik schaffe eine Durchlässigkeit zwischen den verschiedenen Zugehörigkeiten, nicht teilt. Im Übrigen wird auch deutlich, dass Becker auf das hauptsächliche politische (und völlig unästhetische) Machtinstrument seiner Stellung, die Hoheit über die Berufungen, gerade nicht verzichtet; und wie seine Behandlung Littmanns belegt, bleibt gerade auch das eigene Fach Gegenstand mindestens der Hoffnung auf aktive Eingriffe. Dient also die visionäre ästhetische Projektemacherei letztlich nur als Verschleierung einer machtpolitischen Orientierung, und ist solchermaßen die Frage nach der Zugehörigkeit gleichgültig, weil Becker in Wirklichkeit nur anstrebt, Mittelpunkt seiner eigenen Quasi-Partei zu sein? Die Antwort auf diese Frage ist nicht offensichtlich.

Beckers Diagnose der gegenwärtigen „Krise“ war stark von Troeltschs Verständnis der „Krise des Historismus“ beeinflusst und ging von einer spezifischen, gesamtgesellschaftlich wirksamen Fehlentwicklung des Erziehungs- und Wissenschaftssystems aus. Eine „Epoche des Positivismus“ hatte die „Ganzheit“, die im „klassischen Wissenschaftsideal“⁴⁶ angelegt gewesen war, fragmentiert und einem „Fetischismus der Tatsachen“⁴⁷ Vorschub geleistet, durch den Wissenschaft und „Leben“ getrennt worden waren. In dieser geschichtsphilosophisch unterfütterten Kritik vermischten sich nationalistische und kosmopolitische Motive.

„Es liegt also im deutschen Volke ein Einheitsstreben, ein Einheitsbewußtsein, das stärker ist als alle Meinungsverschiedenheiten [...] Dies starke Einheitserleben ist der Volksgedanke, und es ist erfreulich, daß auch die Verfassung ihn betont. Bei aller Kritik des Lebens, man lebt; bei aller Selbst- und Nächstenkritik, man ist Deutscher und will es sein. Der eine mehr im Sinne des Staatsbürgers, der andere mehr als deutschsprechender Weltbürger, und wie die Mittelstufen alle bezeichnet werden mögen. Dies deutsche Bewußtsein baut sich auf die Blutsverwandtschaft auf, aber nicht allein. Unser aller Blut ist gemischt, und es gibt Deutsche ganz fremden Blutes. Sie alle eint

aber etwas Geistiges, das am stärksten in der Sprache hervortritt, seinen Mittelpunkt aber hat im Kulturbesitz des deutschen Volkes. Am Willen zum Deutschtum muß die neue Erziehung ansetzen.“⁴⁸

Die politische Forderung Beckers baute also auf ein „Erleben“, genauer ein „Einheitserleben“, das aber von einem *Gedanken* (dem des Volks) konstituiert wird. Letztlich ging es um die Feststellung einer Gemeinsamkeit, die die sinnliche Wahrnehmung überstieg und einem der Sinneserfahrung auferlegten Urteil (in einem vage kantianischen Sinn) entsprach. Die fragliche Einheit fiel daher in einen Bereich der Verstandestätigkeit, dem auch das ästhetische Urteil angehörte. In einer anderen Passage sprach Becker von einer „phänomenologische[n] Gegenwartsbetrachtung“ seitens einer neuen „Generation“, die

„aus ihrem Lebensgefühl heraus weiß, daß ihrem Erleben irgendwie ein Objektives verbunden ist, dem ein Ewigkeitsgehalt eignet, und das gerade deshalb zur Betrachtung reizt, zu der gleichen Betrachtung, die man dem Toten, Vergangenen gegenüber ‚historisch‘ zu nennen pflegt.“⁴⁹

Die praktischeren Erfordernisse der Zeit hatten mit der historischen Erfassung des gegenwärtigen Geschehens zu tun, mit der Historisierung der Gegenwart, die Becker mit dem zeitgenössisch äußerst populären Begriff der „Synthese“ verband. Ferner verlangte dieser Zugriff auf die Gegenwart nach einem „Willen zur Form“,⁵⁰ das heißt zur künstlerischen, anti-positivistischen Gestaltung des wissenschaftlichen Stoffs und damit zu einem höheren Maß an Subjektivierung. Oder wiederum mit anderen Worten: das „Objektive“ der Wissenschaft sollte sich mit einem höheren Maß an ästhetischem Selbstbewusstsein und -vertrauen verbinden. Entsprechend sollte die Erziehung auf den ganzen Menschen gerichtet werden, nicht allein auf die *ratio*, sondern auch auf Gemüt und Körper. Die platonische Akademie erschien Becker (zumal in seiner neuen Funktion als republikanischer Verräter an den monarchistischen Loyalitäten seiner ehemaligen Kollegen) als Vorbild für die kulturprägende Wirkung einer ganzheitlichen Wissenschaftspraxis. Die Akademie „war der höchste Ausdruck des griechischen Lebens ihrer Zeit; der Körper hatte noch sein Recht neben dem Geiste, und Logos und Eros standen im Gleichgewicht.“⁵¹

Dass der Körper in diesem Kontext ausdrücklich genannt wird, ist keineswegs überraschend; bekanntlich gehörte die Körperlichkeit zum Kanon reformpädagogischer, jugendbewegter, vitalistischer und phänomenologischer Vorstellungen der Weimarer Zeit, die für Beckers politisches Programm von großer Bedeutung waren. Für die orientalischen Philologien waren diese Vorstellungen dagegen eher unspezifisch, und im Spektrum der realphilologischen Ästhetik waren sie eigentlich sogar fremdartig, wie die Jacobsche Beschimpfung der platonischen Akademie andeutet.

Die Integration des „Eros“, von der sich Becker so viel versprach, bedeutete nach Maßgabe der Jacobschen Sichtweise, die Interessellosigkeit des ästhetischen Urteils aufzugeben. Sexualität war im Zusammenhang des wissenschaftlichen Schreibens unthematisch; nur gelegentlich tritt sie in Korrespondenzen auf, etwa wenn Littmann Nöldeke über Gerüchte betreffs sexueller Eskapaden von Kollegen auf Orientreisen berichtete, was allerdings nur unter Verwendung von Euphemismen und Einschließung zahlreicher Zeichen des Schauders über die Unschicklichkeit, die sich mit der Materie verband, geschehen konnte.⁵² Becker dagegen, den Zeitströmungen gegenüber weit aufgeschlossener, erschloss sich neue Sprachregelungen für die Thematisierung des Sexuellen wie beispielsweise die freudianische. Mit erkennbarer Freude am Gegenstand berichtet er etwa in einem Brief an Littmann von 1909:

„Dieser Tage war ein Herr Dr. Friedrichsen, der 16 Jahre lang Arzt in Zanzibar war, bei mir u. habe ich mir erlaubt, ihm Ihre Adresse zu geben. Er bringt in einem überwältigenden Photographienmaterial den Beweis von einem über ganz Ostafrika verbreiteten Phallusdienst auf Gräbern mit heim [...] Die Phallusstelen kommen auch auf muhammed. Gräbern vor u. mir wurde sofort klar, daß der muh. Turban auf der Grabstele eine umgedeutete glans ist, die auf den ostafrik. Gräbern noch unverkennbar ist.

Nun wird vor diesen oft sehr hohen Grabphallen (auch die Minarets erhalten die gleiche Form), die übrigens nicht nur bei Gräbern, sondern auch auf Dächern u. sonst vorkommen, geopfert. Es lebt hier also der gleiche Brauch wie vor Ihren abyssinischen Nefeßstelen. Als ich die Photographien sah, holte ich sofort Ihre Publikation heraus. Ihre Stelen sind m. E. nichts anderes als umgedeutete Phallen, ebenso wie die Obeliskten.

Die Gedankenreihe schließt sich durch den Sinn von Nefeß. Der Penis gilt vielen Primitiven als Sitz der Seele. Ein Häuptling im Congostaat soll sogar den Penis seines verstorbenen Vaters um den Hals gehängt tragen. [...]

Natürlich kann die Deutung auf einen Phallus auch sekundär sein, aber gibt es für diese unverständliche Sitte der Riesenstele eine primitivem Denken besser entsprechende Deutung?⁵³

Diese Argumentation, die das kulturelle, mutmaßlich bedeutungstragende Objekt, den Signifikanten, vom Erkennen eines natürlich gegebenen Signifikats ableitete und sodann zur Ineinssetzung des Signifikanten mit anderen Signifikanten aufgrund äußerlicher Ähnlichkeiten übergang, entsprach einem vertrauten realphilologischen Verfahren. Trotzdem scheint Littmann Beckers Interesse an solchen Ketten von Äquivalenzen nicht geteilt zu haben. Störend war mutmaßlich die implizite Reduktion des eigenen Forschungsgegenstands, der aksumitischen Königsstelen und der zugehörigen epigraphischen Zeugnisse – also einer Schriftkultur – auf Äußerungen „primitiven Denkens“. Störend waren aber auch die sexuellen Konnotationen, die Obszönität des Arguments, die einer Variante nicht respektabler Orientalistik ent-

sprach – zu denken wäre etwa an Richard F. Burton oder die theosophische Gesellschaft –, von der sich die akademische Philologie meistens abzugrenzen versuchte.

Daher war die Ausübung von Macht nicht der einzige Aspekt in Beckers Unternehmungen, der seine Zugehörigkeit zum Projekt der realphilologischen Ästhetik untergrub. Schon die Bereitschaft zur Integration von „Logos und Eros“ bedeutete eine Unterwanderung dieses Modells ästhetischer Vergesellschaftung in einem Unterverband der „Disziplin“. Und da sich Becker nicht scheute, eine stereotype semantische Argumentation der Realphilologie gewissermaßen gegen sie selbst zu verwenden, verstieß er von innen, als Zugehöriger, gegen seine eigene Zugehörigkeit zum Verband.

VI. Vom Verhängnis seiner Nabelschnur erlöst

In Beckers Nachlass – wie in nicht wenigen anderen Philologennachlässen – finden sich zahlreiche von ihm selbst verfasste Gedichte. Auch als Lyriker war Becker außergewöhnlich ehrgeizig. Seine Produktion war umfangreicher als die anderer dichtender Fachkollegen (etwa Littmann, Jacob oder der Münchner Semitist Fritz Hommel) und teils zyklisch angelegt; sie zeigt außerdem offenkundige Einflüsse der Literatur des frühen 20. Jahrhunderts (die anderen Kollegen blieben eher der Lyrik des zweiten Drittels des 19. Jahrhunderts verhaftet); und Becker hielt bis in ein höheres Lebensalter als manche andere Kollegen am Verfassen von Lyrik fest. Der größte Teil der Gedichte in Beckers Nachlass gehört zu einer einzigen, unveröffentlichten Sammlung: „Den Schwestern: Eine Sammlung von Luis Breslau-Hoff“, die im Typoskript vorliegt und für die sich Becker ein Pseudonym ausgedacht hatte, das auf mindestens zeitweilige Veröffentlichungsabsichten hinzuweisen scheint. Auch deutet der gewählte Name darauf hin, dass im Repertoire des Exotismus für Beckers Lyrik keineswegs der „Orient“ voranstand, sondern die Hispanophonie. Bemerkenswert ist wohl außerdem, dass Breslau und Varianten wie Bresslau oder Breslauer verbreitete deutsch-jüdische Nachnamen waren, die offenbar nach Beckers Empfinden über ein attraktives kulturelles Kapital verfügten. Die Sammlung trägt auf dem Titelblatt den Vermerk: „Diese Gedichte sind entstanden in den Jahren 1905–1921 [also bis in Beckers erste Ministerzeit]. Sie sind meiner Mutter und meinen beiden Schwestern Marie und Elisabeth zugeeignet.“⁵⁴ Das paratextuelle „Ich“, das hier spricht, ist das Beckers, dessen Mutter und Schwestern ja keine Breslau-Hoffs waren. Der Zyklus ist in drei Teilen aufgebaut: „Mädchen“, „Frauen“ und „Mancherelei Schwestern“; dazu kommen ein Prolog (*Anruf*) und ein Epilog (*Botschaft*).

Das „lyrische Ich“ ist ein Subjekt, das sich systematisch entzieht und den Identitätsnachweis verweigert, der letztlich zu einem realistischen Unterscheidungsver-

mögen gehört. Das Selbstverhältnis in Beckers Gedichten ist jedoch mit einer solchen Unbestimmtheit und Nichtzugehörigkeit völlig im Reinen. So im Mittelteil des Zyklus:

Heimliches

- Als ich so jung war, dass die Leute
Nur lächelnd, schonend mit mir sprachen,
Als ich die schnellen, unverhüllten Worte scheute,
Weil sonst die jähe Röte mich verriet,
5 Da schuf ich mir ein heimliches Geträume.
Die Sehnsucht und den tiefen Glauben
Verwahrt ich in der Seele. Wie ein Sammler seine Räume
Mit Seltneem füllt, so trug ich, was die Tage boten,
Ein Lied, ein helles Bild, ein selig Schaudern
10 Zusammen auf der Seele Grund, wie mir's gefiel.
In leisen Stunden sah ich, was ich mir versteckt,
Genoss dann wählend Herbes oder Süsses,
Und weil ich meine Heimlichkeit geschmeckt,
Erschien den andern froher ich und schöner.
- 15 Die Jahre lauten Lebens kamen,
Sie trieben mich voran, dem Träumen mich entwöhnend.
Doch weil sie mir die stillen Stunden nahmen
Und ich nicht bergen konnte neue Köstlichkeiten,
So griff ich in der Hast nach meinen Schätzen ,
20 Und viel von dem Verwahrten hab ich aufgebraucht,
Vertan, verstreut in ruhelosem Hetzen
Auch heute greif ich. Bald geleert
Ist die in jungen Tagen überreiche Kammer.
Und in der Angst erbitt ich neue Träume,
25 Zu bannen graue Pein und leeren Jammer –
Mit stillem Glanz zu füllen meiner Seele Räume.

Dominant ist hier das Motiv des Genusses – genauer, eines sinnlichen Genusses, des „Schmeckens“ –, das spezifisch der Heimlichkeit des Traums (13 f.) gilt und das Ich auch für die anderen „froher“ und „schöner“ macht. Der Gedanke, es könne sich bei dieser Heimlichtuerei um eine suspekta Aktivität handeln, kommt nicht auf. Das Gedicht ist offenherzig; es scheint keine doppelten Bedeutungen zu kennen. Der erste Teil zeichnet die Kindheit als Idyll, als Schäferstück ohne Schafe;⁵⁵ diesem entspricht auch das vage erotische Motiv der „jähren Röte“ (4), Signum eines hochempfindlichen Schamgefühls, das zumal im Kontext der Sammlung als sexuell konnotiert angesehen werden kann. Entsprechend erweitert sich auch die Bedeutung des Heimlichen im Zentrum des Gedichts. Aber die züchtig-erotische Konnotation gehört zum Normalzustand der Schäferdichtung;⁵⁶ sie ist ein semantischer Mehr-

wert, der vom Genre erzeugt wird, und gerade nicht bekenntnishafter Ausdruck der auktorialen Stimme. Die Melancholie des zweiten Teils – immerhin mit „Angst“, „Pein“ und „Jammer“ (24 f.) verbunden – wäre durch einige „stille Stunden“ (17) des Selbstgenusses schon zu beheben. Die Ökologie des Selbst als Idyll ist zwar aus dem Gleichgewicht geraten, aber nicht in irreparabler Weise. Bemerkenswert ist, dass die Gedanken des Gedichts seine Länge kaum rechtfertigen. Nicht einmal von der Sorge für die Textökonomie ist die Stimme, die sich hier zum Ausdruck bringt, affiziert.

Das Erotische ist ein zentrales Motiv in Beckers Gedichten; besonders der erste Teil der Sammlung ist geprägt von der Evokation von Küssen, flüchtigen körperlichen Berührungen und geschlechtlichem Verkehr. So gleich im ersten Gedicht des ersten Teils, *Das Geschenk*, in dem ein Mädchen „mit dem köstlichsten Geschenke“ auf einen Liebhaber wartet, um ihn „zu bitten, dass er tränke, / Dass er in ihren Kelch die Lippen senke / [...] Er trinkt und schlürfet mit der Wollust Zügen“ und „geht vorüber“, während das Mädchen den „leeren Kelch“ fallen lässt: „Ein Scherbenregen klirrt nach allen Seiten“. Der hier imaginierte, recht zerstörerische Sexualakt bildet in gewisser Weise das Fundament des ästhetischen Projekts der Beckerschen Gedichtsammlung, des sinnlichen Unterscheidungsvermögens, das sie antreibt.

Dabei kommt dem binären Gegensatz der Geschlechter, wie zu erwarten, eine unerlässliche Funktion zu. Dass die Darstellung von der Perspektive des Mädchens ausgeht, hat Methode. Die folgenden Gedichte sind Rollenlyrik, implizieren also eine szenische Anlage und nicht ein episches Erzählen; das Tempus der Wahl ist daher stets die Gegenwart. Die auktoriale Stimme wird jeweils genutzt, um den Part der Geliebten vorzutragen, etwa *Jorinde*, wo zunächst ein „Wir“ spricht (2. Strophe): „So zart ist unsre Liebe, so elfenzart und weich, / Dass wir mit ernsten Worten sie nicht besprechen werden / Und sie behutsam nehmen in tastenden Gebärden / Mit Fürchten, unser Reden und Greifen sei nicht gleich.“ In den beiden folgenden Strophen erweist sich diese Perspektive aber als die eines „Ich“: „Dann gingst du, lachend würd ich dich entlassen. / Ich schaute wieder meine gleichen Wände – / An manchen wär die Weihe deiner Hände – / Du solltest alles mir mit Händen fassen.“ (4. Strophe). Diese Ermächtigung der Haptik steht ein für die des Körpers, und zwar hier *anstelle* des Logos. Die „Zartheit“ der Berührungen und Empfindungen enthält aber stets das Potential zu einer gewalttätigen Eskalation, vielleicht gerade weil sich die Liebenden hier offenbar nicht viel zu sagen haben. Der parlierende Ausgleich, der Kompromiss und der Friedensschluss – die Manifestationen eines politischen Logos im aristotelischen Sinn – scheinen in Beckers erotischer Imagination des Ästhetischen zunächst wenig Platz zu haben.

Im Folgegedicht *Jorilde* wird dann wiederum – unter Fließen von Blut und Beifügung von Wunden – das „Lager“ geteilt, wobei schließlich, als Folge der Übertragung der auktorialen Stimme auf die Rolle, der Körper des jugendlichen

Liebhabsers seine eigene Strophe erhalten kann (hier Strophen 3–5 von insgesamt sechs).

3.

Dann will ich die alten Träume lassen
Dass Du mir neue Träume geben mögest, Liebster!

Weich atmende Träume

Und grosse eherne Träume.

30 Und einsam hohe Tempel will ich bauen,
Darin soll meine Seele um dich tanzen

Kühl schaukelnde Tänze

Und schwere glühende Tänze.

4.

Meine Seele blutet schwere dunkle Tropfen

35 Aus der Spur, die mit den vielen scharfen Schritten
Ein Gedanke trat, der ihren Grund durchjagte.

Weichen Fusses tanzt darüber deine Liebe,

Ihre Sohlen röten meiner Seele Wunden.

5.

Geh brauner Knabe[,]⁵⁷ geh und lasse mich.

40 Wir haben unsre Becher ausgetrunken,
Der Fackel Glut ist langsam eingesunken,
Ich fühl mein Bild und deines sehe ich
Bei dieses Morgens grausam wahren Scheinen
Und denke wundernd unser einst Vereinen.

45 Geh lieber Knabe, geh wir wollen lassen
Du musst dich nicht mit deinen jungen Blicken wehren,
Du könntest nie mich deine Weise lehren,
Du könntest niemals meinen Traum erfassen.

Beckers gleichgeschlechtliche Neigungen waren ein recht offenes Geheimnis, das er in diesen Mutter und Schwestern zugeeigneten, also wohl auch vorgelegten Gedichten kaum verhehlt.⁵⁸ Allerdings verweigerte Becker die Selbstzuschreibung einer sexuellen Identität, die durch die semantischen Verschiebungen der Epoche möglich und ansatzweise üblich geworden war.⁵⁹ Das freie Flottieren des vielseitig orientierten körperlichen Begehrens wird innerhalb des Zyklus stets mit dem Motiv des „Traums“ verknüpft und entspricht dem Idyll der selbstzufriedenen Subjektivität, wie sie *Heimliches* entwirft. Der Wechsel der Versmaße innerhalb des langen Gedichts, ferner die unsystematische Verwendung des Reims, weisen auch formal das Subjekt, das die auktoriale Stimme trägt, als Prätendenten auf die Souveränität

über die Form des Gedichts aus. Dies entspricht der Jacobschen Anforderung eines unbeschränkten schöpferischen Ausdrucks.

Allerdings erschöpft sich der Zyklus nicht in erotischen Motiven. Vielmehr beschäftigen sich die Gedichte des zweiten und dritten Teils besonders mit der sozialen Geschlechterordnung, die für Becker ganz offenbar auf den erotischen Berührungen und sexuellen Überwältigungen des ersten Teils aufbauen sollte. So etwa in *Mysterium*, im zweiten Teil: „Hingebreitet wartet die Frau, / Von weit her spürt sie die Welle / Dunkel und schwer kommen – kommen – // Wie Sturmwind packt es den Mann / und wirft ihn nieder zu ihr –“. Der Gegensatz der Geschlechter ist zugleich Fundament und Symbol einer naturalisierten gesellschaftlichen Ordnung, eine eigentlich unentrinnbare, letztgültige Zugehörigkeit, eine eigenartige Metaphysik, die offenzulegen Anspruch der Gedichte ist. Zugänglich ist diese Ordnung aber nur in einer Symbolwelt, in der alle Unterscheidungen statisch sind. Tatsächlich sind die Akteure der Gedichte symbolische Figuren, nicht Individuen. Der Antirealismus der impliziten szenischen Anlage entspricht in gewisser Weise der Ästhetik des Schattentheaters: die Symbolfiguren verlangen nicht nach einer realistischen Verkörperung. Auch hierin besteht also eine Nähe zu jener realphilologischen Ästhetik, in der sich Becker mit Jacob berührte. Im Vergleich zu den dichterischen Bemühungen anderer Orientalisten fällt auf, dass Becker auf Aneignungen arabischer literarischer Formen und auf eigentlich orientalistische Motivkomplexe verzichtete. Dennoch blieb der Kontakt zu den ästhetischen Vorstellungen, die der eigentlich wissenschaftliche Logos und die Vergemeinschaftung des realphilologischen Unterverbandes mit sich führten, intakt.

Wie im Zeitkontext zu erwarten, wird in der Geschlechterordnung besonders die Mutterschaft als Über-Symbol des Weltenseins eingeführt; pflichtschuldig absolviert die „ewige“ oder „heilige“ Mutter als Grüßauguste des Essentialismus ihre jeweiligen Auftritte. In einem 1927 datierten Gelegenheitsgedicht zum Geburtstag des pazifistischen Schriftstellers Fritz von Unruh, das außerhalb des „Schwestern“-Zyklus steht, fasst Becker die Frage der Mutterschaft und des Geborensseins wie folgt: „[...] Geboren sind wir alle – und die Mutter / ruht ewig heilig zwischen Mond und Gras / doch nur wer liebt und Freundschaft fühlen kann / ist vom Verhängnis seiner Nabelschnur / erlöst, ist Herr in der Sekunde! Vater / im Rund des Werdens! [...]“⁶⁰ Das „Verhängnis der Nabelschnur“ durch erotische Reorientierung zu lösen ist demnach Grundlage der Vaterschaft, für deren Erlebnis sich Becker auch außerhalb seiner Gedichte sehr erwärmt zu haben scheint (wenn ein solcher Biographismus statthaft ist). Nachdem sich Littmann 1921 – er war bereits Mitte vierzig – zu allseitiger Überraschung mit Nöldekes Enkelin Elsa verlobt hatte, schrieb ihm Becker:

„Jetzt wird Ihnen hoffentlich bald das große Erlebnis zu Teil, das den Mann erst wahrhaft zum Manne macht, das Vatererlebnis. Man redet immer nur von der Mutterschaft, aber ich kann Ihnen sagen, daß das Vater-werden u. -sein vielleicht noch mehr bedeutet, schon weil es ein rein seelisches u. kein physiologisches Erlebnis ist.“⁶¹

Die Abnabelung und Mannwerdung war aber auch ein untergründig politisches Erlebnis, wie das Motiv der Herrschaft im Geburtstagsgedicht für Unruh andeutet, und zwar der Herrschaft „in der Sekunde“, das heißt über die phänomenale Gegenwart. Schon die oben wiedergegebene vierte Strophe von *Jorilde* enthält ein temporales Arrangement, in dem der „Gedanke“ mit „vielen scharfen Schritten“ eine blutende „Spur“ in der „Seele“ der Sprecherin hinterlassen hat. Die Nachträglichkeit der Reaktion belegt, dass die Herrschaft über den Augenblick der Verwundung eben bei jenem Gedanken gelegen hat und nicht bei der verwundeten Seele, die der Verletzung erst nachträglich gewahr wird. Die Verbindung von Logos und Eros in der männlichen Sexualität würde so gesehen das Politische (verstanden als Herrschaft) schlechthin begründen – wenn die *Jorilde* denn eine zuverlässige Erzählerin wäre.

In einem weiteren Gedicht, *Frauenart*, überlässt Becker die Stimme jedoch einer weiteren Instanz, den Schwestern selbst:

Wie wirst du zornig Bruder, wenn deines Denkens Faden dir zerreißt
Durch Zwischenwort und töricht Dingliches!
Wie oft zerreisset uns das Band, das wir geduldig knüpfen,
Bis – allzu vieler Knoten müde –
5 Wir das Ende schleifen lassen.

O die ihr einer Leidenschaft euch voll zuwerft,
Die ihr eure Stunde ausklingen lassen könnt.
Wisst ihr, dass wir uns niemals
Ganz hingeben können eine Stunde
10 Auch kaum das Viertel einer Stunde!

Klein, überall nachlaufend Sorge und Störung: Die Nadel die
dem Haar entgleitet, das Wasser das eben vielleicht überkocht
der Kinderstrumpf, der noch zu stopfen ist, der Rahmen der
beim Abstauben vergessen wurde. –
15 Wir sind gescholten, verlacht von Geschlecht zu Geschlecht
Weil wir die hundert kleinen Dinge mischen
In starkes Erleben,
Und wir haben gelernt, uns dessen demütig zu schämen.

- Doch heimliches Fühlen, köstliches Wissen
20 Ist uns gegeben vor euch:
Tausendfach von Vergänglichem durchwirkt ist Ewiges,
Tausendfach ach zittert durch Kleintägliches
Urewigkeit.

Mit der Frage nach der Herrschaft über die Zeit ist es Becker also poetisch ernst; aber sie betrifft nicht allein die Materie der körperlichen Liebe, sondern auch das Alltägliche. Auch dies ist ein Bereich der sinnlichen Wahrnehmungen, also nicht allein des Gegenständlichen, sondern auch des Haptischen, insofern Aspekte der Kleidung (die Haarnadel, der Strumpf) und der Hausarbeit mit den Händen (Abstauben) herausgestellt werden. Die stoffliche (und nicht immateriell-ewige) Umgebung bestimmt durch äußerliche Invasionen das „Erleben“ (17) der Schwestern, das also heteronom ist. Im „Faden“ (2) des kontinuierlichen Gedankens – der in seiner offenbaren Weltabgewandtheit dem wissenschaftlichen Logos anzugehören scheint – sieht das lyrische Wir dagegen die Grundlage einer autonomen Verfassung des Zeiterlebens. Die Überwältigung einer solchen Autonomie durch Kleinram ist Gelegenheit zu männlichem Spott und Ursache weiblicher Scham. Den Frauen bleibt allerdings die „Urewigkeit“, was mindestens dem Sprecherinnenkollektiv der Schwestern anscheinend nicht zu wenig oder zu abstrakt ist.

Die Schwesterlichkeit ist in der Sammlung ein eigenes, erotisch neutrales Prinzip des Politischen. Sie ist sakrifiziell, also das genaue Gegenteil der Subjektivierung durch privaten Genuss. Die Ideen, die Becker mit der Figur der Schwester verband, werden in *Schwesternopfer* (aus dem dritten Teil) besonders deutlich. Hier wird die Sprecherrolle wiederum von einem Kollektiv übernommen, das aber in diesem Fall die Schwestern anredet.

Wir sind gewohnt, dich mit der strengen Tracht zu kleiden,
Die uns an kranker Nächten Schmerz gemahnt,
Und trittst doch vielgestalt, auch ungeahnt
In unser Sein, gemischt in unser Glück und Leiden.

- 5 Die in der Menschenpaarung einzeln, einsam blieben,
Verschwenden ihre Gaben, ihren Mut
Ihr Mädchenhoffen, Weibes Herbe, Scham und Glut
An uns, die Menschheit – grenzenlos in ihrem Lieben.

- Aus ihrer Einsamkeit wächst riesengrosses Sehnen,
10 Die nie zur Lust erweckten Sinne schützt
Die Scheu vor dem Geheimnis, ungenützt
Verbirgt sich Lieblichkeit in Lachen, Tränen.

- Glaubt nicht, ihre wäret unbegehrt, die überzählgen Dritten,
 Weil unser Kranz und Kinder – und euch nicht.
 15 Ihr tragt durch Staub und Lärm der Sehnsucht Licht
 Das wir – im Kleingesorge dämmernd – von Euch bitten.

- Wir zehren alle, all von eurem Opferleben!
 Gesegnet seid ihr Schwestern, euer Los
 Erhebt euch über uns! Seid heilig, gross
 20 Geweiht der ewgen Liebe, die wir irdisch geben.

Die wenig überraschende, traditionell christlichen Motiven entsprechende Konfrontation der universalen und karitativen Liebe mit der partikularen erotischen in diesen Zeilen wäre weiter nicht bemerkenswert, wenn dadurch nicht das ästhetische Projekt des Zyklus verschoben würde. Die Vergesellschaftung, die von der schwesterlichen, aufopfernden Fürsorge geleistet wird, ist letztlich grenzenlos; zu ihnen redet als Wir die „Menschheit“ selbst (8), die sich den „Dritten“ (13), den nicht „überzähligen“, sondern komplementären Schwestern übereignet. Der Imperativ, der sich damit verbindet: „Erhebt euch über uns!“ (19), ist ebenfalls Motiv einer Ermächtigung, die durch den aufopfernden Verzicht auf erotische Interaktion mit der Welt zusammenhängt. Diese Ermächtigung ist zwar eher jenseitiger als diesseitiger Natur, weist jedoch auf die Bereitschaft der männlich dominierten Kollektivstimme hin, eine höhere Herrschaftsinstanz und eine Vergesellschaftung jenseits des Nationalen anzuerkennen.

Dass in den Verbindungen von Logos und Eros – im „Traum“ – nationale politische Projekte angesprochen werden, wird durch eine Reihe anderer Gedichte des Zyklus verdeutlicht. Besonders zu nennen wäre hier *Eine Zionistin* über das Projekt des jüdischen Nationalstaats, dessen poetische Attraktion darin liegt, andere nationalästhetische Projekte symbolisch zu vertreten. Beckers Gedicht endet mit einer christlichen Konversionsphantasie („Nazarener, gilt auch uns [d.i. den Juden] dein Wort? Jehova wo ist dein Zion?“), in der die heilsgeschichtliche Erschöpfung und Unterlegenheit des jüdischen Gottes behauptet wird. Im vorderen Teil des Gedichts reiht Becker poetisch leicht veredelte antisemitische Stereotypen aneinander und beklagt gleichzeitig das von diesen Stereotypen verursachte Unglück: „Und sieht das Lachen breiter Lippen und den schmierigen Griff nach Geld / [...] Und fühlt das nur Gelittensein, Verachtung, Hass und Hohn / [...] Und weiss: Mein Volk, mein Blut ist krank, gefangen, ist verworfen. / [...] Männer, deren Zeit millionenkostbar ist, verschwenden eine Traumsekunde, / Schauen sich in heissen Gärten bei Olivenbäumen.“ Auch diese zugleich Abstoßenden und Bedauernswerten sind – mindestens sofern wohlhabend – Herren über die Sekunde und träumen sich ein ästhetisches Vergesellschaftungsprojekt zusammen (dessen Realisierung jedoch angesichts der Inkompetenz ihrer Gottheit fraglich ist). Die Sicht des Gedichts auf

die politische Realität erweist sich als affirmativ. Die Dinge sind nicht nur, wie sie sind, sondern sollen auch so sein. Auch in weiteren Gedichten wiederholt sich dieses Muster, so etwa in *Die Geschminkten*, worin Becker über die soziale Existenz von Prostituierten, und in *Frau Müller*, worin er über die freudlose Mühsal der proletarischen Mutterschaft schreibt.

Das Motiv der Schwester ist also untergründig religiös (oder zumindest Vertretung der religiösen Leerstelle, die der christliche Gott hinterlassen hat). Aber die männliche auktoriale Stimme gehört der in diesem Zeichen des Religiösen formierten Gesellschaft höchstens marginal an. Die Geschlechterordnung entzweit im Namen der Schwester das Verständnis des Politischen. Die Gedichte sind daher Beleg für die Uneindeutigkeit der Bedingungen der Zugehörigkeit zum politischen System, die in Beckers Selbstzeugnissen wirksam sind. Die Herrschaft über die Traumsekunde lässt sich nicht dauerhaft aufrechterhalten. Allenfalls ließe sich von einer kompetenten Gottheit Erlösung erwarten. Am Ende, im Schlussgedicht *Botschaft*, steht punktiert von Ausrufezeichen die Rückkehr zur Mutter: „Geliebte Mutter – die Schwester der Welt! / Lass mich sein ein Ton auf der Flöte, die deinen Aufgang verkündet! / Bereitet euch Schwestern, Brüder, sie zu ersehnen, zu empfangen! – / Die einend Erlösende!“ Aber derselbe Dichter, der sich hier zum Ende seines Zyklus in eine Art *Faust II*-Thematik begibt, benutzt das Erlösungsmotiv eben auch für Abnabelung und Mannwerdung; und wie *Heimliches* nahelegt, ist ein subjektiver Anlass für das Erlösungsbedürfnis mindestens auf Seiten der Stimme des Dichters nur oberflächlich gegeben. Die simultane Erklärung von Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit zu einer mal momentanen, mal essentiellen gesellschaftlichen Ordnung ist, so gesehen, das widersprüchliche Leitmotiv der Sammlung. Auch und gerade in diesem Privatissimum unter den Selbstzeugnissen, der eigenhändigen Lyrik, hat Becker also keine klare Antwort auf die Frage, ob er denn nun Wissenschaftler oder Politiker von Beruf sei.

VII. Asymmetrie

Das Verhältnis von Wissenschaft und Politik lässt also im Fall von Beckers Beziehungsgefüge mit seinen Fachkollegen ebenso wie in seinen Selbstzeugnissen an Uneindeutigkeit nichts zu wünschen übrig; überall nur „matte farbige Schatten“, wie Jacob sie sich erhofft hatte. Weder konnte sich Becker für eine Seite entscheiden, noch gelang ihm eine allgemein akzeptierte Hybridisierung oder die Herstellung einer dritten Zugehörigkeit jenseits von Philologie und Polis. 1918 kollabierte das politische Bezugssystem, während das akademische System weitgehend unverändert fortbestand. Die identitäre Ansprache durch das politische System funkti-

onierte nicht mehr wie gewohnt. Die Hoffnungen, die Becker und andere in dieser Zeit in die Reform des Erziehungswesens setzten, weisen darauf hin, dass die revolutionäre Situation das Bedürfnis verstärkte, die politische Subjektbildung neu zu begründen. Mehr noch als die politischen Programmschriften und ministerialen Festreden belegen die Gedichte die neue Dringlichkeit dieses Bedürfnisses; und sie legen eine Spur zu den Konflikte und Vieldeutigkeiten, in denen es sich verding. Die Zuflucht zur Ordnung der Geschlechter als Formgeberin für das Politische misslang, weil auch die geschlechtlichen Verhältnisse sich als unordentlich erwiesen. Ob die neue politische Form auf Grundlage des Begehrens oder vielmehr der Entsagung hergestellt werden sollte, ließ sich offenbar nicht entscheiden.

Aber jenseits der Perspektive auf die Idiosynkrasie der hier betrachteten Selbstzeugnisse lässt sich Becker auch als Fallbeispiel für die soziale Organisation der Wissenschaft im Zusammenhang mit der sie umgebenden politischen Gesellschaft ansehen. Beide gesellschaftlichen Formen sind dabei mehr als bloße Zusammenhänge von Funktionen innerhalb eines Produktionsprozesses. Sie erzeugen vielmehr (wie gesagt) identitäre Zugehörigkeit. Im Fall des realphilologischen Unterverbands der Semitistik verknüpfte sich die Zugehörigkeit mit der Teilhabe an einem ästhetischen Projekt. Wie die Schattentheaterprojekte Jacobs und Beckers zeigen, endete das philologisch geprägte Distinktions- und Urteilsvermögen keineswegs mit dem professoralen Arbeitstag. Im Gegenteil belegt die bei beiden Autoren häufige Verwendung des Traum-Motivs, dass die Philologie eine Form der Subjektivierung bereitstellte, die selbst noch das Unbewusste zu erreichen imstande sein sollte. Zugleich vertraten beide Gelehrte einen über die Phratrie weit hinausreichenden nationalpädagogischen Anspruch. Das Projekt zielte also auf Wirksamkeit jenseits des engeren sozialen Verbands, den seine Betreuung stiftete oder zumindest stabilisierte. Aber gerade dieser Anspruch führte in einen Selbstwiderspruch, weil er eine Vergesellschaftung zu unternehmen versuchte, die die für ihn bestimmende gelehrte Vergesellschaftung aufzuheben trachtete. Auch stellte der fragliche Erziehungsanspruch die Machtverhältnisse, die zwischen dem wissenschaftlichen und dem nationalstaatlichen politischen System bestanden, auf den Kopf. Indem Becker die ministeriale Hoheit über die Stellenbesetzungen herausstrich, auch wenn er entsprechende Fragen mit einem Fachkollegen wie Jacob im Detail erörtern konnte, demonstrierte er die Gewalt, die der politische Verband über den wissenschaftlichen innehatte. Das entscheidende Hindernis für eine ungestörte gleichzeitige Zugehörigkeit zu beiden Verbänden scheint in diesem Ungleichgewicht gelegen zu haben, in dem beide Verbände nach Dominanz über den jeweils anderen strebten, aber nur einer von ihnen dieses Bestreben auch umzusetzen vermochte.

Sollte man also die Vergesellschaftung der Gelehrten als Epiphänomen der politischen Vergesellschaftung ansehen, als bloß sekundäre Bildung eines Verbandes auf

Grundlage (an der Nabelschnur?) einer bereits gegebenen Verteilung gesellschaftlicher und institutioneller Macht? Eine solche Sichtweise, obwohl naheliegend, wäre dennoch historisch fragwürdig, denn gelehrte Soziabilität gibt es schon länger als den modernen Nationalstaat. Vielmehr ist bemerkenswert, dass das wissenschaftliche System das politische nutzt, um sich über sich selbst zu verständigen. In Lévi-Strauss' Modell für die symmetrische Bildung von Mythen und Ritualformen unter benachbarten „Völkern“ wird eine genaue Koordination und gegenseitige Bezogenheit von Äußerungen des Selbstverständnisses unter nebeneinander lebenden, aber miteinander nicht verwandten, auch wohl sprachlich einander fremden Verbänden beschrieben. Lévi-Strauss ging davon aus, dass solche Verhältnisse als regelrechte kulturelle Adoptionen von beispielsweise neu hinzugezogenen Nachbarn anzusehen seien. Die Pluralität beweglicher sozialer Verbände wäre dann letztlich die Grundlage der scheinbar stabilen Struktur. Nach Maßgabe des hier verhandelten Fallbeispiels kannte das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Staat im Preußen der Weimarer Republik eine derartige Koordination (deren Erbe eben die eingangs beschriebenen toten Wissenschaftsmetaphern wären). Aber diese Koordination blieb einseitig. Die nationalstaatlich-politische Gesellschaft gewann ihre identitäre Verfassung gerade nicht mit Blick auf und in Absetzung von der gelehrten Vergesellschaftung. Das Verhältnis war also eines der Asymmetrie innerhalb einer Dualität (die sich aber ohne Schwierigkeiten in eine Pluralität überführen ließe) beweglicher sozialer Verbände. Lévi-Strauss hatte in der symmetrischen Koordination und der symbolischen Interdependenz auch eine ausgleichende, friedenserhaltende Wirkung erkannt, also eine Art vorgelagerter Politik der Verbandsbildung selbst. Unter den Bedingungen der asymmetrischen Koordination käme dem besagten Verhältnis die Möglichkeit zur Stabilisierung durch Ausgleich abhanden. Zugegeben, die Vorstellung, zwischen Wissenschaft und Politik bestünde ein Verhältnis solcher Art, dass überhaupt die Bedingungen für einen Ausgleich zwischen den Verbänden gegeben wären, ist sogar aus heutiger Perspektive befremdlich, geschweige denn aus Sicht der Zwischenkriegszeit. Aber gerade dieses Befremden deutet eben auch an, dass sich mit der Verschiebung der dominanten Sprachregelungen über das Verhältnis von Wissenschaft und Politik die Möglichkeit einer neuen Perspektive verbindet.

Beckers Reaktion auf die Asymmetrie, der Übertritt in den dominanten Verband, war untypisch. Daraus ergaben sich Aporien ebenso wie Handlungsmöglichkeiten, die Beckers Professorenkollegen unzugänglich blieben. Ein Beispiel für einen verbreiteteren Typus des Arrangements mit der fraglichen Asymmetrie war Carl Brockelmann. Dessen bereits vor dem Ersten Weltkrieg bestehendes Ressentiment gegen Becker verband sich mit der Verachtung der revolutionären Universitätsreformen, die Brockelmann als Rektor der Universität Halle mit umzusetzen hatte:

„Es gab in den allwöchentlichen Sitzungen endlose Debatten, bei denen schliesslich doch kaum etwas herauskam. Hier entlud sich namentlich der durch Jahrzehnte aufgespeicherte Groll der Extraordinarien und der Assistenten gegen die Allmacht der Institutsdirektoren. [...] Auf Veranlassung einer freien Dozentenversammlung wurde beschlossen, die Universität müsse ihre alte vornehme Zurückhaltung aufgeben und ‚ins Volk gehen‘, wie man in Russland sagte.“⁶²

Derartige Ansinnen waren vor allem deswegen eine Zumutung, weil sich in der revolutionären Lage zeigte, „wie entmenschet das Volk damals schon z.T. war“.⁶³ Im Übrigen stellte sich der politische Umbau der Universität, so glaubte Brockelmann, als bloßes Vehikel der ungleichen Machtverteilung innerhalb der Universität heraus. Die nationalstaatliche Politik hatte also mit der Situation im Grunde gar nicht viel zu schaffen. Zugleich war Brockelmann überzeugt, dass sein eigenes nationalpolitisches Urteil dem seiner Kollegen weit überlegen war:

„Der Kapp-Putsch liess noch einmal die Hoffnung der Reaktion aufflammen. In der ersten Senatsitzung danach gelang es mir nur mit grosser Mühe zu verhindern, dass sich der Senat nicht gleich öffentlich dafür erklärte, was der Universität schweren Schaden gebracht hätte. Um so kleinlauter war man nach dem baldigen Zusammenbruch des Unternehmens, das nur die politische Unfähigkeit der Bürgerlichen aufs neue bewiesen hatte.“⁶⁴

Beim nächsten politischen Systemwechsel, 1932–1933, war Brockelmann schon wieder Rektor, diesmal in Breslau. Obwohl 1932 heftig angefeindet, weil er von Amts wegen den jüdischen Juristen Ernst Cohn,⁶⁵ den man (unzutreffender Weise) für einen Sozialdemokraten hielt, gegenüber protestierenden Nazi-Studenten verteidigt hatte, gelang es Brockelmann durch geschicktes Lavieren, sich noch vor der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler des ungeliebten Cohn zu entledigen und sich sodann mit dem neuen Regime bequem zu arrangieren (was dem längst schon emeritierten Gelehrten im Übrigen auch in der Sowjetischen Besatzungszone und der DDR noch einmal gelang). Brockelmann war in seinen Interaktionen mit der politischen Gesellschaft realistisch und jeweils rasch entschlossen. Als Taktiker war er wohl den meisten seiner Kollegen in der Tat überlegen. Eine politische Position, eine Strategie, ein Interesse am Eingriff in die nationalen Belange fehlten ihm jedoch vollständig. Die „vornehme Zurückhaltung“ der Universität war im Grunde alles, was er als Wert einmal anzubieten gehabt hatte; und spätestens 1932, mit dem rücksichtslosen Verfahren gegen den Kollegen Cohn, war von der Vornehmheit nicht viel übrig. Brockelmann war entschieden kein Realphilologe in Jacobs Sinn; vor allem die *epoché*, die Zurückhaltung der Wortphilologie, bestimmte sein tatsächliches Verhältnis zur politischen Gesellschaft, gleich welche Urteilsfähigkeit er sich im Ganzen über politische Fragen beimessen mochte.

Anmerkungen

- 1 In Anwendung auf das Wissenschaftssystem in Pierre Bourdieu, *Homo Academicus*, Paris 1984.
- 2 William Clark, *Academic Charisma and the Origins of the Research University*, Chicago 2006; Marian Füssel, *Gelehrtenkultur als symbolische Praxis. Rang, Ritual und Konflikt an der Universität der Frühen Neuzeit*, Darmstadt 2006.
- 3 Tony Becher/Paul Trowler, *Academic Tribes and Territories. Intellectual Inquiry and the Culture of Disciplines*, 2. Auflage, Buckingham/Philadelphia 2001.
- 4 Verkompliziert wird die Lage allerdings dadurch, dass es ein einziges Schema dieser Art in der Geschichte der Ethnologie/Sozialanthropologie nicht gibt; hilfreich ist die Analyse der amerikanischen Ethnologie in der Nachfolge Boas' bei Regna Darnell, *Invisible Genealogies. A History of Americanist Anthropology*, Lincoln 2001.
- 5 Jedenfalls sofern die Metaanalyse von Claude Lévi-Strauss zuverlässig ist; vgl. als konzentriertes Beispiel sein *Relations of Symmetry between Rituals and Myths of Neighboring Peoples*, in: ders., *Structural Anthropology*, II, Chicago 1976, 238–255; und für eine umfassende Durchführung eines entsprechenden Argumentationsgangs sein *La voie des masques*, 2 Bde., Genf 1975.
- 6 Vgl. Franz Eulenburg, *Der „akademische Nachwuchs“*. Eine Untersuchung über die Lage und die Aufgaben der Extraordinarien und Privatdozenten, Leipzig/Berlin 1908.
- 7 Vgl. Max Weber, *Wissenschaft als Beruf* [1917–19], *Politik als Beruf* [1919], Max-Weber-Gesamtausgabe I, 17, hg. v. Wolfgang J. Mommsen/Wolfgang Schluchter, Tübingen 1992, hier z. B. 80–85. Ausdrücklich nicht gemeint ist die Art von essentieller „kollektiver Identität“, deren Begriffsgeschichte Lutz Niethammer kritisierte (Vgl. *Kollektive Identität: Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur*, Reinbek 2000).
- 8 Vgl. hierzu Marc Batunsky, Carl Heinrich Becker. From Old to Modern Islamology, in: *International Journal of Middle East Studies* 13 (1981), 287–310; Alexander Haridi, *Das Paradigma der „islamischen Zivilisation“ – oder die Begründung der deutschen Islamwissenschaft durch Carl Heinrich Becker (1876–1933). Eine wissenschaftsgeschichtliche Untersuchung*, Würzburg 2004; Suzanne Marchand, *German Orientalism in the Age of Empire. Religion, Race, and Scholarship*, Cambridge 2009, bes. 361–367.
- 9 Das Verhalten war genau abgestimmt, wie die Korrespondenz Becker-Nöldeke belegt, Geheimes Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz, VI. HA, Nachlass Carl Heinrich Becker, Nr. 3138 Nöldeke. Vgl. zur Kontroverse und ihrem Anlass Peter Heine, C. Snouck Hurgronje versus C. H. Becker. Ein Beitrag zur Geschichte der angewandten Orientalistik, in: *Die Welt des Islams* 23/24 (1984), 378–387; Wolfgang Schwanitz, ‚Djihad ‚Made in Germany‘. Der Streit um den Heiligen Krieg 1914–1915, in: *Sozial.Geschichte* 18 (2003), 7–34; Tilman Lüdke, *Jihad Made in Germany. Ottoman and German Propaganda and Intelligence Operations in the First World War*, Münster 2005; Marchand, *German Orientalism*, 436–463; Lionel Gossman, *The Passion of Max von Oppenheim. Archaeology and Intrigue in the Middle East from Wilhelm II to Hitler*, Cambridge 2013, hier Kap. I, 5–6.
- 10 Ausführlich Erich Wende, C. H. Becker, *Mensch und Politiker. Ein biographischer Beitrag zur Kulturgeschichte der Weimarer Republik*, Stuttgart 1959.
- 11 Siehe besonders die Analyse von Josef van Ess, „From Wellhausen to Becker. The Emergence of *Kulturgeschichte* in Islamic Studies“, in: Malcolm Kerr, Hg., *Islamic Studies. A Tradition and Its Problems*, Malibu 1980 (Giovanni Levi della Vida Conferences VII), 27–51.
- 12 Das Beckersche Reformprogramm findet sich bereits im (allerdings mehrfach überarbeiteten) Artikel „Gedanken zur Hochschulreform“ [1918–1919], in: Guido Müller, Hg., *Carl Heinrich Becker – Internationale Wissenschaft und nationale Bildung. Ausgewählte Schriften*, Frankfurt am Main 1997, 180–223. Als umfassende Analyse vgl. Guido Müller, *Weltpolitische Bildung und akademische Reform. C. H. Beckers Wissenschafts- und Hochschulpolitik 1908–1930*, Köln 1991. Vgl. außerdem noch die Analyse von Kurt Düwell, *Staat und Wissenschaft in der Weimarer Epoche. Zur Kulturpolitik des Ministers C. H. Becker*, in: *Historische Zeitschrift, Beiheft NF 1* (1971), 31–74 sowie als neuere Überblicksdarstellung Hartwin Spenkuch, *Die Politik des Kultusministeriums gegenüber den Wissenschaften und den Hochschulen*, in: *Acta Borussica, Neue Folge, Reihe 2, Preußen als Kulturstaat, Abteilung I, Das preußische Kultusministerium auf seinen Wirkungsfeldern Schule, Wissenschaft, Kirchen, Künste und Medizinalwesen – Darstellung*, Berlin 2010, hier bes. 239–287.

- 13 Wende, Becker, 294–301.
- 14 Susanne Kuß, Hg., Carl Heinrich Becker in China. Reisebriefe des ehemaligen preußischen Kultusministers 1931–1932, Münster 2004.
- 15 Vgl. Ekkehard Ellinger, Deutsche Orientalistik zur Zeit des Nationalsozialismus 1933–1945, Edingen/Neckarhausen 2006.
- 16 Becker an Littmann 12.5.1916, NL Becker, Nr. 4579 (Enno Littmann).
- 17 Becker an Nöldeke 20.5.1916, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, VI. HA, Nachlass Carl Heinrich Becker, im folgenden 1916, NL Becker, Nr. 3138 Nöldeke.
- 18 Die „Brutalität“ Althoffs, 1882–1897 Hochschulreferent im preußischen Unterrichtsministerium und Urheber einer zwar erfolgreichen, aber oft an den Entscheidungen der Fakultäten vorbeigehenden Berufungspolitik, war ein Gemeinplatz unter Wissenschaftlern zahlreicher Fächer. Der Nationalökonom Ludwig Elster (1856–1935) war Althoff im Hochschulreferat des Ministeriums 1897 nachgefolgt. Ab 1916 wirkte er als Honorarprofessor in Jena; anders als der Jurist Althoff war Elster habilitierter und damit wohl auch „wirklicher“ Gelehrter.
- 19 Nöldeke an Snouck 6.3.1926, in: Bernhard Maier, Hg., Gründerzeit der Orientalistik. Theodor Nöldekes Leben und Werk im Spiegel seiner Briefe, Würzburg, 2013, 409.
- 20 Carl Brockelmann, Geschichte der arabischen Literatur, Supplement Bd. 1, Leiden 1937, xiv. Vgl. auch van Ess, *Emergence*, 28 f.
- 21 Littmann an Jacob 16-05-1935, Staatsbibliothek zu Berlin, Sammlung Preußischer Kulturbesitz, Nachlass 245 (im Folgenden NL Littmann), K. 46, Mappe Briefe von Littmann. Das Brockelmann-Dictum kursierte weitläufig, auch Snouck wurde es von Fischer billigend zugetragen, s. Rainer Brunner, ‚Vom Wissenschaftlichen abgesehen ist zwischen Stambul und Freiburg doch noch ein Unterschied, und das Wetter ist herrlich.‘ Zur Frühgeschichte (nicht nur) der Turkologie an der Universität Freiburg, in: Elisabetta Ragagnin/Jens Wilkens, Hg., Kutadgu Nom Bitig. Festschrift für Jens Peter Laut zum 60. Geburtstag, Wiesbaden 2014, 51–85, hier 72.
- 22 Jacob an Nöldeke 12-08-29, Universitätsbibliothek Tübingen, Nachlass Theodor Nöldeke, Md. 782 A4, Nr. 363.
- 23 Zur Geschichte der institutionellen Entwicklung des Faches vgl. Sabine Mangold, Eine „weltbürgerliche Wissenschaft“. Die deutsche Orientalistik im 19. Jahrhundert, Stuttgart 2004.
- 24 Vgl. Ernst Vogt, Der Methodenstreit zwischen Hermann und Böckh und seine Bedeutung für die Geschichte der Philologie, in: Hellmut Flashar/Karlfried Gründer/Axel Horstmann, Hg., Philologie und Hermeneutik im 19. Jahrhundert. Zur Geschichte und Methodologie der Geisteswissenschaften, Göttingen 1979, 103–121; Wilfried Nippel, Philologenstreit und Schulpolitik. Zur Kontroverse zwischen Gottfried Hermann und August Böckh, in: Wolfgang Küttler u. a., Hg., Die Epoche der Historisierung. Geschichtsdiskurs, Bd. 3, Frankfurt am Main 1997, 244–253; Thomas Poiss, Die Idee der Philologie. Der Streit zwischen Gottfried Hermann und August Boeckh, in: K. Sier/E. Wöckener-Gade, Hg., G. Hermann (1772–1848). Internationales Symposium in Leipzig, 11.–13. Oktober 2007, Tübingen 2010, 143–163.
- 25 Jacob an Nöldeke Ostersonntag 1910, in: NL Nöldeke, Md. 782, A4 , Nr. 168.
- 26 Jacob an Nöldeke 31.3.1903, in: ebd., Nr. 54.
- 27 Z. B. Julius Wellhausen, Israelitische und jüdische Geschichte, Berlin 1894, 192. Vgl. hierzu auch meinen Aufsatz „Wie es uneigentlich gewesen. Zum Gebrauch der Fußnote bei Julius Wellhausen“, in: Zeitschrift für Germanistik, N.F. 23 (2013), H. 2, 329–342.
- 28 Lorraine Daston/Peter Galison, *Objectivity*, New York 2007, Kap. 2.
- 29 Jacob an Nöldeke 21.3.1914, NL Nöldeke, Md. 782, A4, Nr. 224. Vgl. zu dieser bedeutenden philologischen Frage auch Georg Jacob, Ḥamām, in: *Der Islam* 5 (1915), 247 f.; ders., Tauben und Flughühner, in: *Der Islam* 6 (1916), 99 f.; sowie ferner die Abhandlung von Manfred Ullmann, *Flughühner und Tauben*, München 1982.
- 30 Gemeint ist die von Otto zur Strassen verantwortete dreizehnbändige vierte Ausgabe, *Brehms Tierleben: Allgemeine Kunde des Tierreichs*, Leipzig/Wien 1911–1918.
- 31 Jacob an Nöldeke 23.4.1907, NL Nöldeke, Md. 782, A4, Nr. 125.
- 32 Beide Zitate Jacob an Nöldeke 15.10.1907, NL Nöldeke, Md. 782, A4, Nr. 140.
- 33 Jacob an Nöldeke 5.2.1908, NL Nöldeke, Md. 782, A4, Nr. 146.
- 34 Jacob an Nöldeke 1.4.1898, NL Nöldeke, Md. 782, A4, Nr. 13.

- 35 Vgl. Marchand, German Orientalism, bes. Kap. 2.
- 36 Diese Passage findet sich im selben Brief wie die Ablehnung der Konzeption der Hybris (s. Anm. 33). Gemeint ist wohl Ernst Grosse, Die Anfänge der Kunst, Freiburg 1894; zu Grosse s. Wilfried van Damme, Ernst Grosse and the ‚Ethnological Method‘ in Art Theory, in: Philosophy and Literature 34 (2010), H. 2, 302–12.
- 37 Jacob an Nöldeke 23.8.1897, NL Nöldeke, Md. 732, A4, Nr. 5. Hier (und auch sonst) werden die Transkriptionen der Quellen beibehalten, aber kursiviert.
- 38 Becker an Jacob 5.3.1910, NL Becker, Nr. 2044 (Georg Jacob). Gemeint ist Karl Süßheim, Die moderne Gestalt des türkischen Schattenspiels (Qaragöz), in: ZDMG 63 (1909), 739–773.
- 39 Die Rede vom „aristokratischen Charakter der Wissenschaft“ führte Becker vielfach, in dieser Formulierung etwa in Becker, „Gedanken“, hier 223; gemeint war allerdings ein Prinzip der exklusiven gemeinschaftlichen Verbindung, das auch auf den von Becker gepflegten lebensreformerischen, jugendbewegten und politischen „Freundeskreis“ zutreffen sollte, vgl. zu diesem etwa Harro Siegel, Gedenkrede 1946, in: Hans Heinrich Schaefer, Hg., Carl Heinrich Becker. Ein Gedenkbuch, Göttingen 1950, 77–100.
- 40 Siehe z. B. Beckers Vortrag „Der Wandel im geschichtlichen Bewußtsein“ [1926], in: Müller, Hg., Becker, 347–355, hier 349, in dem er auf dem Breslauer Historikertag der versammelten Zunft die Geschichtsästhetik des Kreises als vorbildlich darstellte.
- 41 Besonders Spranger wird prominent zitiert, etwa in „Vom Wesen der deutschen Universität“ [1924], in: Müller, Hg., Becker, 305–328, hier 311–313.
- 42 Becker an Littmann 22.3.1921, NL Littmann, K. 2.
- 43 Vgl. Enno Littmann, Leben und Arbeit: ein autobiographisches Fragment (1875–1904), hg. v. H. H. Biesterfeldt, in: Oriens 29/30 (1986), 1–101, hier 14, 18.
- 44 Becker an Jaeger 13.12.1918, NL Becker, Nr. 2061 (Werner Jaeger).
- 45 Vgl. hierzu auch den Vortrag „Eine Forderung an die neue Erziehung“, in: Müller, Hg., Becker, 276–281, in dem explizit auf die in Fichtes Reden an die deutsche Nation angestrebte Erneuerung Bezug genommen wird; weniger ausführlich so auch in Becker, „Gedanken“, 191.
- 46 Becker, „Vom Wesen“, 321 f.
- 47 Becker, „Wandel“, 349.
- 48 Becker, „Eine Forderung“, 278.
- 49 So Becker, „Vom Wesen“, 324.
- 50 Ebd., 325.
- 51 Ebd., 310.
- 52 So über Martin Hartmann und Carlo Graf Landberg in Littmann an Nöldeke 7.5.1917, Staatsbibliothek zu Berlin, Sammlung Preußischer Kulturbesitz, NL 246 Teil-Nachlass Theodor Nöldeke, K. 2.
- 53 Becker an Littmann 18.12.1909, NL 245 Littmann, K. 2. Dr. Friedrichsen war (ein mir ansonsten unbekannter) Tropenmediziner. Beckers philologisch-etymologisches Argument zu „nefes“ war keineswegs originell; z. B. erläutert James G. R. Forlong, Faiths of Man. A Cyclopaedia of Religions, London 1906, Bd. 3, 16, dass *nephesh* im Hebräischen „Seele, Selbst, Hauch“ bedeute, aber auch für Leichnam, Grabstein und (in der Kabbala) den Phallus Verwendung finde („the idea of ‚soul‘ is thus not really connected with the word“); das arabische *nefes* bedeute ebenfalls „Selbst“, aber vor allem auch „Monument, Stele“. Zitierte Autoritäten sind William Robertson Smith und Buxtorf. Forlong könnte sowohl für Becker als auch für Friedrichsen die Quelle gewesen sein.
- 54 NL Becker, Nr. 8486 (Gedichte). Dort auch die im folgenden angeführten Gedichte.
- 55 Becker ist sich über diese ästhetische Verbindung im Klaren; im Gedicht „Verschiedenes“ in derselben Sammlung macht er sich das Genre explizit zu eigen: „Ein Lieblein nur, ganz ohne wildes Müs-sen / Doch wonnig wie ein Pastorale.“
- 56 Zum Motivkomplex des Pastoralen vgl. Paul Alpers, What is Pastoral? Chicago 1996; Mathilde Skoie, Sonia Bjørnstad Velázquez, Hg., Pastoral and the Humanities. Arcadia Re-inscribed, Exeter 2006.
- 57 Das Komma ist nachträglich handschriftlich in das Typoskript eingefügt.
- 58 In der Memoirenliteratur findet es Erwähnung etwa bei Golo Mann, Erinnerungen und Gedanken. Eine Jugend in Deutschland, Frankfurt am Main 1986, 234.
- 59 So bei seinem Schüler und mittelbaren Hamburger Nachfolger Hellmut Ritter (1892–1971), der 1925 wegen „widernatürlicher Unzucht“ (§175 RStGB) – Anlass war ein sexueller Übergriff auf

einen Gymnasialschüler – zu einer knapp einjährigen Haftstrafe verurteilt wurde. Eine nicht geringe Zahl deutscher Orientalisten unterstützte nachher die „Rehabilitation“ Ritters, dem auch Becker als hauptsächlicher Förderer verbunden blieb. Nach Maßgabe der Korrespondenz (NL Becker, Nr. 3521) verweigerte sich Ritter, der ab 1927 in Istanbul tätig war, ausdrücklich dem „bürgerlichen Lebenswandel“, der ihn zur Familiengründung genötigt hätte, eine Haltung, die wiederum Becker keineswegs missbilligte. Vgl. auch Josef van Ess, im Halbschatten. Der Orientalist Hellmut Ritter (1892–1971), Wiesbaden 2013, hier Kap. 3.

60 „Meinem Freunde zum 10. Mai 1927“, NL Becker, Nr. 8634.

61 Becker an Littmann 27.5.1921, NL Littmann, K. 2.

62 Carl Brockelmann, „Autobiographische Aufzeichnungen und Erinnerungen“, hg. von Rudolf Sellheim, in: *Oriens* 27/28 (1981), 1–65, hier 48. Die Aufzeichnungen schrieb Brockelmann 1947 für seinen in sowjetischer Kriegsgefangenschaft festgehaltenen Sohn; ihr familiärer Charakter ist bei der Lektüre mit zu berücksichtigen.

63 Ebd., 50.

64 Ebd., 52.

65 S. Werner Lorenz, Ernst J. Cohn (1904–1976), in: Jack Beatson/Reinhard Zimmermann, Hg., *Jurists Uprooted. German-speaking Emigré Lawyers in Twentieth-Century Britain*, Oxford 2004, 325–344.